

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

**Band:** - (1859)

**Artikel:** Vermischte Geschichten

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-654741>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

He nu su de — da wär' i ja  
 Tiz wiederum am Schärme!  
 Ha wäger nit geng Fyrtig g'ha,  
 Bi froh mi bi 'n ech z'wärme.  
 Wyt bin i dä Rung ume choh  
 Im Osten und im Weste,  
 Ha mänge Schuh voll use g'noh;  
 Deheim isch's halt am beste.  
 Su grüeß ech de, ihr liebe Lüt,  
 Gott segn'ech d's Jahr allsamme.  
 Leer chumme-n-i oh notti nit,  
 I ha geng öppis z'chrame.

Da bringe'n i n'es Chlümpli Guld,  
 S'ist vo Australien äne,  
 Bi zwar am Suche dert nit Schulb,  
 I spare lieber z'äme.  
 Dem, wo's het g'funde, thut, Gottlob!  
 Iez oh bei Zahnd meh weh;

Z'tod g'schundte het dä Tropf si d'rob,  
 Der G'winnst hei Andri g'seh.

Hie han-i us Amerika  
 Vo sälle Werthpapiere,  
 Wo zwänz'g Prozentige Curs hei g'ha,  
 Bis zum Verbankritiere;  
 S'blht hie oh mängem g'schyde Ma  
 Nüt meh dervo, als d's Fluche,  
 Sä Bühl — zünd m'er d'Pfyffe'n a —  
 Darzu si sie noh z'bruiche.

Da ist es Bröcheli Opium  
 Und e Chineser-Pfyffe;  
 Dert raucke sie sich sturm und dummm  
 Dermit — 's isch chuum z'bigriffe.  
 Und wil der Chaiser b'balget het  
 Und d's Opium verbotte,

E

W'schießt ihm der Engelländer v'Städt,  
Mit syne Chrämer-Flotte.

Das ist es chöftlig's Sidezüg —  
I Japan wird das g'wobe,  
Am End' der Welt, wo sich der Chrieg  
Noh nit het usseg'shobe.  
Tiz hei sie dert, us Furcht davor,  
— S'isch nümmeh g'si z'vermide —  
Dem Händel g'öffnet Thür und Thor,  
Gut Nacht dem stille Friede!

Das ist es Pelzli vo me Thier  
Wo z'hinderst us Sibirie,  
Der russisch Kaiser bruucht v's Jahr schier  
Mängs hundert für nit z'früre.  
Denn het er oh v'Lybeigenschaft  
Jetz abg'schafft alle Buure,  
B'het d'Chälti doch die glychi Chraft  
Und dringt dür Schloß und Muure.

Z'letst bin i wieder ume cho  
Wo min'n Exkursion,  
Ha in Europa Posle g'noh  
By allerlei Natione.  
Im Land „wo die Citronen blüh'n“  
Da bin i z'erst usg'stiege.  
S'ist wahr, grün ist dert noh so grün  
U d'Luft! me möcht drin flüge.  
Doch wo eim d'Erde nümmeh treit,  
Wo d'Berge Füür usspeue,  
D'Bäch glühe und wo's Nesche schneit;  
Da thät mi d's Heymet reue.  
G'seht! da ist so n'es Lavastück,  
Drin e verchohlte Nebe,  
Sie b'challet doch noh z'letst, zum Glück,  
Süß chönt fei Mönch da lebe.  
Will g'schwäge vo de Wyber dert,  
Wo frönde Bataillone;

U wettigi Freiheit me da lehrt,  
By Dölchen u Skorpione!

Da heit der v's Bild vo so me Gast,  
Wo v'Gilliotin' het zwunge,  
Z'Paris, wil er der Chaiser fast  
Um v's Lebe hätti b'brunge.

Und das ist jiz das neu Paris,  
Wo, ohni niemer z'grüeße,  
Der Chaiser scho het z'tuusig wüs  
La Hüser nederschrysse.  
Und Straße baut und Staatspaläst,  
Und Brügge, Plätz und Gärte,  
Und doch zum Dank fei's sichers Nest  
Zum Schlafe het uf Erde.  
Oh b'hüt mi Gott vor so me Glück,  
Da und an andren Orte,  
I möchts nit für 'nen Augeblick,  
Trotz Zepter, Chron und Orde!

Ja dir wüft nit wie gut der's heit,  
Ihr lieben Eidgenosse!  
Lobt Gott derfür mit Dankbarkeit  
Und g'niessets unverdrosse.  
S'git wyt und breit fei's Ländli meh,  
So glücklich mitte dure,  
Nit allorts unter Isch und Schnee,  
Nit voller lava-Spure,  
Nit z'wyt, nit z'groß, nit z'rych, nit z'arm,  
Keis Volk so unbenydet,  
Als öppe wil's — daß Gott erbarm!  
Kei Herrscher bruucht, noh lydet.  
Drum hältet treu zum Vaterland,  
Zu Religion und Sitte,  
Su wird is Gottes Vaterhand,  
Oh das Jahr treu böhüte.

## Einiges über Erziehung. (Fortsetzung vom Jahr 1858.)

### IV. Artikel.

#### Gute Lehre und böses Beispiel.

Zu N., unweit A., ist ein geschickter, rechtschaffener Lehrer, der es sich besonders angelegen sein läßt, die Herzen der Kinder zu Gott zu führen, und sie zum Fleiß, zur Ordnung, zu einem artigen, sittsamen Betragen, kurz zu allem Guten zu gewöhnen. Oft schon war ich in seiner Schule, und jedesmal freute es mich innig zu sehen, wie zweckmäßig er die Kinder unterrichtete und behandelte. Besonders aber hörte ich ihn gern, wenn er eben so warm und gemüthlich, als klar und ernst und lieblich den Kindern ihre Pflichten gegen Gott, gegen ihre Eltern, gegen Erwachsene und gegen einander entwickelte und an's Herz legte, und wenn dann die meisten Kinder so aufmerksam, zum Theil so gerührt da saßen. Im gleichen Geist, mit eben so viel Eifer und Liebe wirkte auch der Herr Pfarrer in S. auf seine Unterweisungskinder, und ich sagte zu mir selbst: Es kann nicht anders sein, die Kinder in S. werden artig, sittsam, fromm und einst brave, rechtschaffene, wohlerzogene Menschen. Aber wie sehr irrte ich mich. Die meisten Kinder in S. sind grob und ungezogen; sie grüßen kaum die erwachsenen Personen, ja verspotten und schelten sie eher; die Knaben zanken und prügeln sich sogar auf offener Straße; die Mädchen beneiden und hassen einander, Klatschen verläumperisch und stifteten Streit und Zwietracht; nicht nur Knaben, auch Mädchen schwören hochmuthig und schrecklich, stoßen gotteslästerliche Worte aus und führen grobe, unsittliche Reden; viele laufen müßig herum

und gehen den Nachbarn an die Früchte; andere faulzen zu Hause; andere martern, auf grausame Weise, unschuldige Thiere; größere treiben im Versteckten Kartenspiel um Wein und Geld und besuchen liederliche Schenken — ich höre auf, es ist des Traurigen genug, ohne daß man noch das Traurigste hinzufüge. Aber fragen will ich: Woher kommt's, daß die meisten Kinder zu S. ungeachtet der guten Lehre, die sie erhalten, nicht besser gerathen? Das kommt vom bösen Beispiele, das sie zu Hause und fast in allen ihren Umgebungen sehen und hören. Das Herz des Kindes ist im Grunde wohl gut; wer kindlich, schön und wahr zu ihm zu reden weiß, kann es rühren, zum Guten richten, edle Vorsätze in ihm hervorrufen; aber des Kindes Herz ist auch sehr flüchtig und leichtsinnig; kaum ist das gute Wort gehört, so ist es bei den meisten wieder vergessen; nur da kann es haften und Wurzel fassen, wo es vom guten Beispiel bekräftigt und genährt, wo es durch sorgfältige Angewöhnung an's Gute in das Wesen und Leben des Kindes überzugehen genöthigt wird. Wo aber auf die gute Lehre, tausend schlimme Beispiele kommen, für welche das Herz des Kindes, wie Federmann weiß, so empfänglich ist, da zerstiebt das gute Wort und es bleibt kaum eine Spur davon. Das ist der Schlüssel zu der betrübten Erfahrung, daß die Kinder in so mancher guten Schule nicht besser werden.

#### Ausflucht.

Einem ungeschickten Schreiber hielt sein Prinzipal vor, er könne ja nicht einmal orthographisch schreiben. Da sagte der Schreiber, er hätte früher ganz gut geschrieben, aber seit er den Arm gebrochen, sei er nicht mehr so fix darin.

## Die Hypothek.

Bei einem Notar wollte ein junger Mensch Geld aufnehmen und als Hypothek seine einzige Erbschaft eines Onkels versetzen. „Ja wie alt ist denn Ihr Herr Onkel und wie sieht es um seine Gesundheit?“ fragte der Notar. — „Raum 60 und solid“ — war die Antwort. „Dann kann ich nicht dienen mein Verehrtester“ sagte darauf der Notar, „ich leide nur auf solide Liegenschaften und wacklige Onkel.“

## Mißverständniß.

In der Hauptstadt sollte ein großes Fest abgehalten werden, da erhielten die Wachen die Instruktion: kein wüstes Volk auf die Schanze einzulassen. Nun kamen zwei Damen daher, eine junge, hübsche, mit einer ältern, die auf „Hübschi“ keine Ansprüche mehr machte. Als nun die Wache diese Dame nicht eintreten lassen wollte, nachdem doch die Erstere bereits ungehindert passiert war, fragte sie nach dem Grund und erhielt ganz militärisch die Antwort: „Wer dörfe keis wüsts Volk uf d'Schanz la, das isch üsi Cungsinie vo hüt am Morge.“

## Die blaue Nidle.

Einem Milchmädchen machte die Hausfrau, dessen Kunde sie war, Vorwürfe über seine blaue, miserable Nidle, worauf das Mädchen ganz naiv erwiederte: „Ja i ha drum sit es Paar Tage müeße Brunnwasser derzunäh, wenn de der Fabriggebach wieder geit, su wird sie de scho wieder gäler si, wie süsch.“

## Das gedämpfte Mitleid.

An der Straße in der Stadt, neben einem Kellerladen, lag eines Morgens früh ein

großer, dicker, wohlgekleideter und wohlgesteter Mensch in älbem Rocke, auf dem Boden, den Kopf an den Hauspfeiler gelehnt. Ein dichter Kreis von Kindern und Erwachsenen stand gaffend um ihn herum. Zwei Frauenzimmer, die zufällig dazu kamen, brachen sogleich in ein „ach min Gott! und ach Herr Jeses!“ aus, und meinten, es müsse dem „Unglücklichen“ die ganze Welt zu Hülfe springen. Da sagte aber einer aus dem Kreise der Zuschauer: „Es pressirt niene halb e so, ihr Jupfere! hätt i nume halb so viel im Lib, was dä z'viel drinn het, su wär' is beide so wohl, wie euch, u mir hätte nüt z'luege da.“

## Pferdhandel.

Händler. Das ish e Thierle, 's läuft Ihnen 12 Stunden in eem fort ohne aufzehalte.

Käufer. Kann es nicht brauchen, ich wohne nur 8 Stunden von hier.

## Die gute Meßgete.

„Nu, nu Herr Nachbar! das heißt man einmal ein Schweinchen vom alten Schrot und Korn! tausend und nochmal! was wiegt wohl ein solches Prachtstück, wenn man fragen darf?“

„Das sag ich zwar Niemand, Herr Stadtrichter,“ erwiederte der reiche und dicke Ochsenwirth zu Mosthofen. „Aber ich und das Schweinchen und mein Frau wägen zusammen grad 1000 Pfund, mit Verlaub.“

## Kinder zahlen die Hälfte.

Derselbe Ochsenwirth von Mosthofen kam einst auch in die Stadt mit seinen zwei erwachsenen Töchtern, die mit ihren Figuren

weder dem Vater, noch der Mutter Schande machten, sondern wie aus ihnen herausgeschnitten waren. Nun zog das riesenhafte Kleeblatt auch nach der Thierhütte, um deretwillen sie eigentlich hauptsächlich nach der Stadt gekommen waren; da bezahlte der Alte zwei Fränkli für alle drei und wollte auf den ersten Platz; allein man forderte ihm einen Franken mehr. „He,“ sagte darauf der Alte, „Es heißt doch: Kinder zählen die Hälften und das sind wahrlich meine Kinder.“

### Wiederum ein Rosshandel.

Die Herren Offiziere von der Infanterie schauen gerne auf Pferde die fromm sind beim Feuererexieren. Solche Pferde heißt man ruhig vor dem Schuß und ein solches handelte einst Herr Stabsoffizier . . . . von einem berühmten Rosshändler ein, in der Meinung, er werde beim größten Kanonen-donnerwetter wie ein Centaur von seinem Pferdeschuh unzertrennlich bleiben. Aber o weh! Beim ersten Schuß stieg der Gaul in die Höhe, wie der Greif bei Webern in Bern, dann bockte er wieder herunter und ward hinten höher als vorn, daß unser Herr Offizier bald recht froh war wieder gänzlich zum Fußvolke zu gehören. Jetzt gieng aber ein Donnerwetter über den Rosshändler los, daß demselben Hören und Sehen vergehen sollte. Dieser antwortete aber ganz kaltblütig: „Vor dem Schuß ist das Pferd fromm wie ein Lamm, das kann ich jetzt noch beweisen, und dafür habe ich garantirt; aber für nach dem Schuß habe ich kein Wort versprochen.“

### Der Trüllmeister.

Ein Trüllmeister hatte seine liebe Noth mit seinen Rekruten, sie aber auch mit ihm.

Was er ihnen vormachte, das lernten sie zwar so gut als andere, aber was er ihnen vor schwätzte, das begriff Keiner. Und das war auch kein Wunder. Einst hörte ich ihm selber zu, wie er ihnen das „Linksum“ erklärte.

„Tachtu --- nggg!“ schrie er, „Arruhig im Glied! jez werd ich euch explizieren was Linksum is; Rechzum warrr gewesen, wammer den linken Absatz um den Vorderfuß gedreht haben und den rechten Fuß neben den linken gestellt. — Linksum ist nun ganz dasselbe, nur gerade das Gegentheil hiervon — Einß! — so! — verstanden?“

### Solides Rockzeug.

Ein Krämer pries einem Mädchen Zeug für einen Rock an: „Sehn Sie schöne Jungfer, das ist ein Zeug, das hält Ihnen die Ewigkeit aus und nachher können Sie erst noch einen Unterrock draus machen.

### Die doppelte Buchhaltung.

Ich führe auch doppelte Buchhaltung, sagte die alte Köchin eines reichen Banquierhauses, als sie ihre Einkäufe vom Markte einschrieb.

Ein Dutzend Eier à 5 Rp.	thut 1 Fr.	20 Rp.
Sechs Citronen à 15 "	1 "	80 "
Drei Lotb Rosinli 30 "	1 "	80 "
	Summa	4 Fr. 80 Rp.

### Die Verhinderung.

Ein gefährlicher Strolch wurde zur Zeit, als man die ehrlichen Leute noch lieber hatte, als die Vaganten von heutzutage, für die man ganz bequeme — humane — Gesetze macht „auf daß sie lange leben in dem Lande, das ihnen der Landesherr geben wird“ —

bei Wasser und Brod in das Loch gesperrt und nach 3 Mal 24 Stunden einmal 24 Mal mit einer daumensdicken Haselruthe über das Sitzleder gestrichen, um ihm auf eine begreifliche Weise das Recht des Erstbesitzes zu erklären und seine falschen Ansichten über freie Ansiedlung auszutreiben; alldieweil damals das Bernerland noch nicht in den Hinterwäldern von Nordamerika stand. Als nun dieser Herr Vagant von seinen Spießgesellen gefragt wurde, warum er bei ihrer letzten „Geschäftsreise“ in jenes Amt nicht mitgehalten habe, antwortete er ganz diplomatisch: „Ich bin vor ein paar Wochen daran „verhindert“ worden.“

### Der gezwungene Rosdief.

Ein junger Bursche kam vor Amt, weil er eines Pferdediebstahls angeklagt war. Seine Vertheidigung lautete folgendermaßen: „Eigentlich hätte ich zu klagen, da kam ich meines Weges durch die Hohlgasse dahinten beim Sommerhaus herab, da lag das Pferd, das ich gestohlen haben soll, quer, den langen Weg über der Straße; als ich hinten durch daran vorbei wollte, schlug es aus; als ich vorn vorbei wollte, bis es nach mir; und als ich nun mitten über seinen Leib schreiten wollte, da sprang das falsche Best alsgleich auf und lief mit mir davon; was konnte ich nun anders thun, als es zu mir heimnehmen und so lange füttern, bis sein Eigentümer wieder gefunden wäre. Dieser ist nun obendrein so grob mich zu verklagen; d's Konträri, ich klage nun um Entschädigung für Zeitversäumnis, Straßenversperrung, Schreckenverursachung, Pflege und Fütterung des Pferdes.“

Da es sich aber leider, Trotz seines Wizes

und Rednertalentes herausstellte, daß es ihm niemals stark darum zu thun war, den Eigentümer zu suchen, er vielmehr das Pferd aus dem Stalle entführt hatte, so erhielt er die Entschädigung im Schellenwerk, was sie jetzt „in der Anstalt“ nennen.

### Der Taucher, aber nicht von Schiller.

Am  schönen See war ein gewandter Schwimmer, der um Geld, wie ein Frosch in die Tiefe tauchte, obendrein mit auf den Rücken gebundenen Händen, — und ein hineingeworfenes Geldstück mit dem Munde vom Boden aufnahm und zwischen den Lippen über das Wasser heraufbrachte. So holte er eines Tages ein Zweifrankenstück aus beträchtlicher Tiefe herauf und mußte sich dabei länger unter Wasser aufhalten als sonst. Als er nun endlich wieder oben ankam, schnappte er in der Todesangst vor allem aus nach Luft — vergaß darob sein Zweifrankenstück und — es war verschluckt. Nun wollte aber der Herr sein Geldstück wieder haben, weil er es dem Taucher nur unter der Bedingung zu lassen versprochen, daß er es wieder  Wasser bringe. Da war nichts anderes zu machen, als den Abgang des Zweifrankenstückes aus den Eingeweiden des Tauchers abzuwarten. Das that aber keinen Wank und dem Taucher ward himmelangst bei der Sache, denn die Rechtsanwälten stiegen an sich darein zu mischen und er bekam noch starkes Bauchgrimmen dazu. Endlich gab ihm eine alte Frau ein Mittelchen; das wirkte. Er ward von seinem Zweifrankenstück befreit — es gieng ab, aber gewechselt, in lauter Fünferli, denn das Mittel war eine Purgaz.

## Ueber Amerika

Man besprach in einem Dorfe das Auswandern nach Amerika, klug und sinnlos, durcheinander, wie das so allerwärts geht und wie den Leuten der Schnabel gewachsen ist; in den Städten geht's auch nicht besser, wenn man zuerst schwacht und erst hinterher denkt, oder letzteres oft auch gar nicht. Einer meinte: ein Zweifrämlistück im Kanton Bern sei „notti“ noch besser, als ein Fünffrämler in Amerika, was man dort Doller nenne, und er wolle lieber, wenn es nicht anders sein könne, ob Häusen und Saren in der Heimath Noth leiden, als in Amerika schier verreblen und doch nichts ersparen. Ein Anderer sagte auch: es seien noch keine reich wiedergekommen, als Herren, die schon beim „Inegah“ reicher gewesen seien, als sie alle zusammen; für solche sei Amerika. Ein Dritter blinzte pfiffig mit dem linken Auge und rümpfte die Nase dazu: „Hm! mi düechts,“ sagte er endlich, „wenn der Bundsrath sini G'sandten ineschickt, ga Land chauffen un is Reisgeld gäbti für übere, su wäri's doch es Utheilts, e so useme Gütli vo 50 bis 100 Tucherte z'bure, als hie z'taune u de riche Buren es verschuldet Dreckheimetli z'verzinse!“ — Noch einer meinte: wenn nur das Meer nicht dazwischen wäre und einen jenseits auch Jemand aufnehmen und für einen sprechen würde. — Da brüllte endlich noch ein Fünfter darein, der mit einem Auswanderungsagenten unter der Decke stand; „Aba, Bundesrath und Doller u gar no d's Meer! — d's Herz i de Hose heit d'r alli; wenn der Curaschi hätten, su fähet d'r längst däne am Ohio, oder Missppipi, u thätet, als Stadthalter und Chilchepfleger us schöne, silberige Meerschümen euen eigene, selber-

pflanzte Weydtnaster rauche, das isch doch nüt weder G'stauch, was dier hie zum Muul use läut. Da ist de mi Großätti en angere g'st, weder dier alli z'säme, dä ist scho als 10jährige Bueb übere ga Amerika, u het sider niemeh vo sich la g'höre.“

## Der Verwechselte.

Ein junger Bursche, der keine Gnade bei den Mädchen fand, weil er zu häßlich war, flagte einst bei seinen Freunden über Unge rechtigkeit der Welt. „Ich bin in meiner Jugend,“ sagte er, „doch ein recht hübsches Bübli gewesen, bis mich meine Mutter einst auf den Jahrmarkt nach Huttwyl mitnahm, da wurde ich mit einem frönden, wüsten Buben verwechselt und das trägt man mir nun nach, wo ich doch nichts dafür kann.“

## Des Uhrenmachers Sophie.

„Nein, sagen Sie mir doch, Frau Baas, warum des reichen Uhrenmachers Sophie keinen Mann bekommen hat?“

Antwort. „Der Alte hat sie zu schlecht aufgezogen, drum ist sie ihm auch zu früh abgelaufen.“

## Das Portrait der Braut.

„Da bringe ich euch das Portrait meiner Braut, sie ist sprechend ähnlich und doch nur drei Mal gesessen“ sagte ein junger Dra goner zu seinen Eltern, als er auf Urlaub heimkam. Der Vater nahm das aber nicht so glimpflich auf, wie der Herr Sohn. — „A hübsch Mensch isch se wohl, wenn das ihre gleicht.“ sagte er mit geballten Fäusten, „aber da soll das Dünnerwetter drein schlagen, wenn die mir über die Schwelle kummt!“

„Aber warum denn, lieber Vater?“ — „Was? und du frägst noch? — Drei haben se schon sīzen lassen, und du willst nun der Vierte sein? Ne daraus wird nimmer nir!“

### Der allerletzte Mann.

Wenn Jäger und Militär von ihren Heldenthanen im Feuer erzählen, so kommen oft curiose Geschichten zum Vorschein. So erzählte einst ein aus fremdem Kriegsdienste heimgekehrter Hauptmann von den Thaten seiner Mannschaft. Besonders sprach er von einem Bataillon Rebellen, welches bei einer Revolution in dem fernen Königreiche seiner Compagnie viel zu schaffen gegeben habe; „Am Ende aber habe ich Alles niedermachen lassen, daß kein Einziger mehr übrig blieb und sogar der muß hernach noch draufgegangen sein, denn ich hörte nie mehr was von ihm.“

### Förster und Müller.

Ein Förster und ein Müller tranken zusammen und als ihnen die Unterhaltung ausgieng, sagte der Förster zum Müller: „Wir wollen Reime machen, laßt sehen, was reimt sich wohl auf Liebe?“ Der Müller wollte nicht anbeissen, da sagte der Förster:

„Was reimt sich wohl auf Liebe?“

„Die Welt ist voller — Müller.“

Da entgegnete der Müller: „Ja, so kann ich auch reimen. Paßt auf:

„Ihr habt, ich sag' es unverholen,  
Gewiß schon manchen Baum — ge-  
zogen.“

### Der Hundshandel.

Es kam ein Spazvogel zu einem Hundshandel, der ganz nahe daran war zum Ab-

schluß zu kommen. Hund und Preis gestiel ihm selber, darum nahm er den Kauflustigen bei Seite und sagte ihm im Geheimen: „Was willst du mit dem Hund machen? ich kenne ihn wohl, der fräß nichts als Ge-kautes.“ Da stand jener vom Kaufe ab. Als nun der Spazvogel den Hund selber kaufte und ausbezahlt, fragte der Erste ihn, was er denn mit einem solchen Best anfangen wolle? „Ich? was du damit hättest machen können — der Hund kaut es selber, was er fräß.“

### Kutscherkniffe.

Einst fuhr ich durch das Schwabenland mit einem Haudeker, so hießen sonst die Lohnkutscher, jetzt fährt man per „Isabahn.“ So wie es Berg an gieng stieg mein Kutscher regelmäßig ab, kam an die Kutsche, machte die Pferde zu halten, öffnete die Portiere und schlug sie nach einiger Zeit wieder kräftig zu. Als ich ihn endlich nach dem Grunde dieses Verfahrens frug, antwortete er mir ganz pfiffig: das sei wegen der Pferde, die meinten jedesmal, es sei Jemand ausgestiegen und zögen dann desto besser.

### Chrischoneli, oder der Kaputrock und die Kutte.

(Mit einer Abbildung.)

Auf einem Feldzuge, von dem noch immer viel erzählt wird, begegnete auch etwas, das ihr hier zum ersten Mal gedruckt lesen könnt, weil es sonst immer vertuscht wurde; ich gebe es, wie ich es gehört; „Die wo's g'seh hei, si derbi g'si u die wo's säge, lebe noh.“

Ein Feldweibel bemerkte in der Nähe einer Stadt, auf die der Krieg losgieng, in einem

Dorfe ein hübsches Mädchen hinter dem Fenster eines stattlichen Bauernhauses und wußte es so zu richten, daß am Abend dort Quartier bezogen wurde; denn die Nachricht, daß die ganze Stadt überfüllt und dort nichts mehr zu essen sei, geschweige zu trinken, half ihm treulich dazu, dieweil seine Compagnie einmütig des berühmten Hebel's Meinung war, der den schönen, dreibeinigen Vers machte:

Der Mah bim Führ  
Muß z'trinke ha,  
Wär's noh so thüür.

Der Herr Hauptmann nahm sein Quartier bei dem Herrn Pfarrer, wo sich gerade ein Pater Kapuziner versteckt hielt, denn es vor dem siegeswütigen Kannibalen himmelangst war; denn Kannibalen gelten ja für Menschenfresser. Während nun der Herr Hauptmann einstweilen mit Speck und Sauerkraut, Bratwurst und Rösti, Hammern und Eiersalat vorlieb nahm, begab sich der Kapuziner in aller Stille in des Nachbars Haus, wo er hörte, daß keine Einquartirung sei, kam aber vom Regen in die Traufe.

Als der Feldweibel alle seine Companiegeschäfte abgethan hatte, steuerte auch er auf sein bewusstes Quartier los, wo das hübsche Mädchen am Fenster gestanden war. „Da muß ich erst forsch thun,“ sagte er zu sich selber, „dann kriegt das Weibervolk Respekt vor mir und nachher wird eine ausnahmsweise Artigkeit als eine willkommene Gunst aufgenommen.“ Daher trat er, ohne sein Billet vorzuweisen, gleich in die Wohnstube hinein, stampfte seinen Gewehrkolben auf den Boden und schrie überlaut:

„Hundertdusig Millionen Sternsappermont!  
Buur, jiz schaff mer z'Esse her u z'Suffen  
ohni End!“

Ganz natürlich fuhr darob alles vor Schrecken auseinander und die Bäuerin zitterte für ihren Pater Kapuziner, der sich unglücklicher Weise so eben in ihr Haus geflüchtet hatte und ängstlich in der Ecke hinter dem Küchenschrank stand. Während ihr Mann dem Feldweibel das Beste, was er hatte, aufstellte um ihn zu befriedigen und es auch allmählig etwas stiller ward in der Stube, praktirte sie den Pater in ihrer Todesangst die Treppe hinauf, in ihrer Tochter Kammer, wo dieser auch sogleich in dem Bett die Ruhe und Schutz suchte.

Da der Bauer auch einmal jung war und die besänftigende Kraft des Weibervolkes kannte, besonders wenn es jung und hübsch ist, so mußte Chrischoneli, seine einzige Tochter, herbei und ihm der trügigen Einquartirung aufzutreten helfen. Das wirkte. — Da stand nun das Mädchen vom Fenster, von diesem Morgen, leibhaftig vor unserem erschröcklichen Feldweibel. — Erst that er wie überrascht von ihrem Anblick, stand sogar vom Sitz auf, um ihr durch diese Aufmerksamkeit zu schmeicheln; dann fieng er ein Gespräch an mit ihr — so — vom — kalten Wetter — der warmen Stube — der hübschen — Gesellschaft — der Einquartirung — wie es ihm leid thäte so wackeren Leuten zur Last zu fallen — und dies und das und anderes mehr, bis auch das Chrischoneli zu plaudern anfieng, denn es war nicht auf den Kopf gefallen und hatte lange schon im Verborgenen nach dem tapfern, stattlichen Unteroffizier geschielt. Als sie nun das Essen abtrug, gieng ihr unser Feldweibel in die Küche nach, um sich Feuer auf die Pfeife geben zu lassen; da erkundigte er sich denn wie zufällig nach allem, was er zu wissen

brauchte: nach seinem Quartier, ob er niemand verdränge! — wo die Treppe hinführe? wo die Eltern und wo denn endlich sie logire? und erhielt über alles die befriedigendste Auskunft, denn er dachte nicht, daß in einem Lande, wo kein Chiltgang ist, Chrischoneli's Antworten ganz unverfäglich gemeint waren. Darauf ging er wieder in die Stube zum Bauern, daß er nicht meine: es sei ihm nur um das Weibervolk zu thun — und als sie zusammen noch ein halbes Stündchen gesprochen und getrunken hatten und dazu vom Seinigen geraucht, kam der Knecht mit der Stallaterne, Mutter und Tochter sagten gute Nacht und verschwanden und der Vater zündete ihm die bewußte Treppe hinauf in seine Dachkammer. Da war nun unser Herr Feldweibel allein und der vielbewegte Tag zu Ende. —

Wo mochte aber Chrischoneli sein? — Wohl auch in der Kammer ganz allein? — Oh nein. — Sie lag bei der Mutter die Nacht,  
Bon ihr und dem Vater doppelt bewacht.

Unser Herr Feldweibel aber war die Zeit her wenig zur Ruhe gekommen und folglich diesen Abend sehr müde, trotz seiner Liebesgedanken. Er dachte daher sein Abenteuer auf den frühen Morgen zu verschieben, wo ohnehin noch alles im tiefsten Schlafe wäre, richtete den Wecker an seiner Uhr auf 4 und legte sich ins Bett. Als er erwachte, fühlte er sich wie neugeboren, — alles war todtenstill im Hause — da stand er auf, schlug seinen Kaputrock um, denn es war kalt — und schllich in Chrischoneli's Kammer. Da tappte er eine Weile im Finstern — endlich ließ er an das Bett, ließ seinen Kaputrock

fallen und — da fuhr ihm plötzlich eine rauhe Mannsstimme mit erschrecklichem Gebrülle aus dem Bette entgegen, daß ihm Hören und Sehen vergieng und er kaum noch so viel Besinnung behielt, um auf der Flucht seinen Kaputrock mitzunehmen.

Betrogen, enttäuscht, verrathen, beschämt, langte er in halber Verzweiflung in seiner kalten, finstern Kammer an und es blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich in die Kleider zu fahren und das Weite zu suchen, denn es fieng schon an sich zu röhren im Hause und die Mannsstimme — die Mannsstimme! — bröhnte ihm noch schrecklich in den Ohren. Da stand er nun draußen in der kalten Mitternacht, wie ein begossener Pudel. — Wenn ihm jemals der Kaputrock lieb war, so war es damals, denn er fand ihn so warm, so dick, so voll, daß er sich ganz darin einhüllen konnte; — nur begriff er nicht, warum er die Knöpfe nicht finden konnte, schrieb es aber seinem Ärger zu und machte sich im ersten Pintli, das aufgieng, an einen Schnapps, um diesen zu verwürgen und sich wieder aufzurichten. Da schaute man ihn zwar curios an, er aber dachte „die haben nicht ausgeschlafen und obendrein Furcht vor mir“, — und ließ sich's bitter genug schmecken.

Endlich kam die lang ersehnte Stunde zum Appell. Da stolzierte denn unser Herr Feldweibel, wie wenn nichts geschehen wäre, im Zwielichte dem Dorfplatz zu, langte dort gravitätisch, wie gewohnt, an, wurde aber mit schallenden Gelächter empfangen. „Ruhig im Glied! wör het da z'lache, wenn der Feldweibel chunt?“ — Allein alles half nichts, und als er erst von der andern Seite einen großen, dicken Mann mit kahlem Kopfe, langem Bart, nackten Füßen mit

Christopheli, oder der Kaputroß und die Rute.



Sandalen, den Leib nothdürftig in einen Militärkaput verhüllt, von zwei Soldaten auf sich zuführen sah, da brach er selber in ein unüberwindliches Gelächter aus. Das währte aber nicht lange, denn plötzlich erscholl hinter ihm des Hauptmanns Stimme: „Voz Grrranatedonnerrwetterrr, „Feldweibel! was isch das für ne Mash- „kerade z'mitts im Felddienst? — Dir stecket „ja in ere Kapuzinerchutte und da bringe si „ne'n Unglücklichen mit blutte Beinen, dä de „Schnüre na, in euem Kaputrock steckt und „ne fast zersprengt, was ist da g'gange? — „Drei Mah vor! — Dr Feldweibel „arretiert — vorläufig in Arrest! — ver- „stande?“

Die Ursache dieser Verwechslung wird sich der Leser bereits enträthstelt haben. Auf den Schrei des Pater Kapuziners kam in der That das ganze Haus in Alarm, so daß dieser im Schrecken vor dem siegreichen Kannibalen von gestern sich ebenfalls in der Stille entfernte, aber statt seiner Kutte nichts fand, als des Feldweibels Kaputrock, den dieser in der Eile verwechselt hatte. So ward er denn draußen bald von einer Patrouille aufgegriffen und zuerst auf die Wache geführt, als des Herrn Feldweibels Abenteuer zu dämmern begann.

Als sich zum Schlüß die Sache zu beiderseitiger Unschuld aufklärte, ließ der Herr Hauptmann Kaputrock und Kutte ihren rechtmäßigen Besitzern wieder zustellen, dem Pater Kapuziner einen guten, warmen Kaffee serviren und pardouirte unsern, ohnehin schon schwer geprüften Herrn Feldweibel.

Im Heimmarsche sang die ganze Compagnie nach der Melodie „z'Basel i der Chrone hätt chönnen übel goh“ —

E wyt'i bruni Chutte  
Wär' bald zu Chre cho:  
Het sollen e Kaputrock  
Zum Chilter übercho.

### Frage und Antwort.

„Mutter, was isch hingerim Gurte?“ fragte ein halbgewachsenes Mädchen seine Mutter. „Meitschi, grüble mer nit,“ war die Antwort, denn sie wußte es ebenso wenig.

### Gesangprobe.

Im Theater in Bern, des Morgens um 11 Uhr, an einem Dienstage, war eine Gesangprobe für die Oper „Robert der Teufel.“ Da stand lange Einer unten, auf der Gasse, und sprach für sich selbst allerlei apparte Redensarten; endlich lief er auf einen Landjäger zu, der von der Polizei kam, und sagte zu ihm: „Sägit, losit, es muß neumis Ungrads da ohe fürgah, es schreit es Wybervoulch jeß g'wüß scho meh weder e haulbi Stung in eim ine nüt weder Robär! Robär! Da Übung het g'wüß eindert fräfeli ib'schlosse, gangit sie doch ga b'freie.“

### Gute Antwort.

„Kerl,“ fuhr Einer den Andern an, „ich kann den Schelmen und Spitzbuben an deiner Stirne lesen.“ — Oh, das ist kein Wunder, meine Stirne ist noch so glatt wie ein Spiegel.“

### Der gute Trost.

Ein Fremder wollte über den Genfersee nach Evian fahren und mietete in Bivis ein Schiff. Als er auf dem Wasser war und

etwas Wind gieng, steng er an sich zu fürchten, drum fragte er den Steuermann, ob hier wohl auch schon Jemand verloren gegangen sei? „Oh noch niemals, erst vor drei Wochen ist mein Bruder auf der nämlichen Überfahrt im Sturme untergegangen, aber nach sechs Tagen haben wir ihn wieder gefunden.“

### Scharfe Polizei.

Zurück da! schrie beim Thore einer kleinen Stadt ein Polizeidiener, als ein Handwerksbursche eintreten wollte. Der Handwerksbursche fragte verblüfft warum er ihn denn nicht passiren ließe, da antwortete der Geistreiche: „Hier darf keiner zum Thor herein, ehe und bevor er sein Wanderbuch auf der Polizei deponirt hat.“ Wo ist denn hier die Polizei? fragte der Handwerksbursche; „Mitten in der Stadt!“ war die Antwort.

### Freiersmuth.

Ein junger Bursche stand ganz verlegen in einem Winkel hinter den Musikanten, als er einst von seinen Eltern zum Tanz geschickt wurde. Das sah sein alter Vetter und ärgerte sich über die Blödigkeit des Sohnes. „Du must mit so schüch thu, Fränzi, da isch de di Netti en angere g'si bym Wybervoulch!“ Da antwortete der Junge: „Jää är hets gut g'ha, d'Mutter hett ne müsse näh.“

### Der kluge Junge.

Ein kleiner Junge hatte Apfel in einer Hofstatt gestohlen, konnte sich aber aus dem Staube machen. Als der Herr merkte, daß er seiner nicht habhaft werden konnte, that er freundlich und winkte ihm, „komm Kleiner,

ich will dir was sagen.“ Der Junge antwortete aber: „Die Mutter hat mir schon oft gesagt, so kleine Buben, wie ich einer bin, brauchen nicht alles zu wissen.“

### Examen.

Lehrer. „Biß hätte m'r d'Säugthiere g'ha u chöme jeß zu de Vögel. Su la g'sch de, Benzi Adolph, was gits für Vögel?“

Benzi. He, Summervögel u Hühnervögel u —

Lehrer. „Nit, nit e so, b'sinn di recht.“

Benzi. Singvögel — u Spazvögel — u Galgevögel —

### Der lange Bohrer.

Einem reichen Bauer wurde die Wand seines Speichers, zunächst dem Boden, von außen mit einem großen Bohrer angebohrt, so daß durch dieses Loch ein nahmhaftes Quantum Kernen entwendet ward, ehe der Bauer es merkte. Als die Sache ruchtbar wurde, sagte Einer: „Das ist i der G'meind verübt worde.“ — Sogleich ward dieser zum Statthalter ciürt und darüber in's Verhör genommen. „He ganz bigriflich isch es i der G'meind g'schöh! — das müßt e lange Bohrer g'si si, wenn's eine vo ne-re andere G'meind us g'macht hätt.“

### Beschiedene Selbstschäzung

Dem sterbenden Schuldenboten zu X., der durch manche Schmiererei und Schinderei zu Reichtum und Wohlleben gekommen war, aber endlich auf dem Siechbete vom Jenseits träumte und erbärmliche Angst dabei aussland, hielt der herbeigerufene Prediger eine ernste Ermahnung zur Reue und Buße, wenn letz-

tere noch möglich sei. „Was hast du wohl mit deinem sündigen Leben verdient?“ fragte er ihn nachdrücklich zum Schlüsse. — Er aber antwortete ganz untröstlich: „oh i verlange nüt meh derfür.“

### Das Bild im Gerichtssaal.

In einer alten Stadt in Oberitalien sah ich im Gerichtssaale ein großes, meisterhaft gemaltes Bild in reich geschnitzter goldener Rahme; das stand über dem erhöhten Sitz des Grofrichters und was meint ihr wohl, was es vorstellt? etwa Salomon „uff synem Thron,“ wie er in seiner Weisheit das Mutterherz an dem lebenden Knäbchen prüft, das er droht in zwei Hälften zerschneiden zu lassen? oder die langwellige Gerechtigkeit in ihrem hundertfaltigen Rocke, wie sie mit verbundenen Augen mit der armen, betrogenen Menschheit blinde Kuh spielt? — Oh nein! — Ein splitter nackter Mensch und weiter nichts — war auf dem Gemälde gemalt. — Dabei stand der Spruch:

Nun hab' ich den Prozeß gewonnen,  
Und so bin ich davon gekommen.

### Der Eva Apfelbaum.

Es stritten einige Gelehrte her und hin, was der Baum der Erkenntniß im Paradies, von dem die Eva einen Apfel angebissen hatte, für eine Sorte von Apfelbäumen gewesen sei. Es kam da manche merkwürdige Meinung zum Vorschein. Endlich sagte ein Bauer, der lange zugehört hatte, „i weiß es, es isch e Mailänder g'si. I ha n'es ganzes Hostetli voll dergattig u si simer alli Herbst scho z'Tüfels, gäb si nume z'tige si.“

### Die vornehme Hausfrau.

Köchin. Frau, was hei m'r hüt für Fleisch?

Frau. D'r müsset is es Paar Hähneli brate.

Köchin. Ja, aber und de d'Suppe?

Frau. He, machet e Fleischsuppe.

Köchin. Wenn i keis Fleisch näh soll.

Frau. Totsch, das d'r sit! chönnet d'r d'Hähneli nit z'erst hochen und e Fleischsuppe d'rus mache, gäb d'r sie bratet?

### Der Berliner im Hasli.

Als Jeremias Gotthelf lebte, da wurde er von den Fremden bereist, wie ein Wasserfall, oder wie der drohende Felsbergersturz, von dem man auch nie weiß, wann er über einen herstürzt. „Nach Lüzelßluh, auf nach Lüzelßluh“! schrien die Berliner, wie die Spaniolen: auf nach Valentia! schreien, und kamen daher gezogen, wie die Schneegänse, einer nach dem andern. „Wo liegt denn Lüzelßluh?“ fragte einst so ein jottvoller Fußjänger, der in Burgdorf zum erstenmale ausgestiegen war, und im Hasli, auf der offenen Straße, die Welt schon zu enge fand. „Weiß nit“ war die Antwort. „Ißt es noch weit von hier?“ Antwort: „Weiß nit.“ „Aber sagen Sie mich man, wo steht es denn hin nach Lüzelßluh?“ Antwort: „Weiß nit.“ „Wie heißt denn das Dorf dort links hinten?“ Antwort: „He Lüzelßluh, d'Sternsdonner! was wett's füst si?“ Und der glückliche Berliner fand seinen Gotthelf.

### Das beste Rezept.

Ein Kind lief bitterlich weinend durch die Straße und flehte einen schönen, freundlichen

Herrn um einen Gulden an, um der franken Mutter daheim den Arzt holen zu können. Der Herr meinte, ein halber Gulden, oder gar einige Kreuzer thäten es auch, aber das Kind bat dringender und sagte dem Herrn, er könne sich selbst von der Wahrheit überzeugen, die Mutter wohne da und da, ganz nah von hier. So erhielt es endlich den Gulden und lief zum Arzt, der Herr aber kam richtig zu der franken Mutter, machte den Doktor und verschrieb ihr. Als der rechte Arzt mit dem Kinde kam und das Rezept sah, machte er große Augen ob dessen Unterschrift. Es stand darauf: Joseph, und verschrieben waren 25 Duplonen, denn jener erste Doktor war niemand anders als der deutsche Kaiser Joseph II. Und die Frau erhielt sogleich das Geld und war bald wieder auf den Beinen.

### Christen und Chrigi, oder die Folgen der Erziehung.

(Mit einer Abbildung.)

„Um tufig Goßwusse Christe! nimm mer dä Bueb ab, er chräblet u raupft mi öppis erschrödligs. Hesch g'hort? — Herr Jiesis! jiz isch-er-mer i der Hube!“ — So schrie eine junge Mutter, die ihren Erstgeborenen auf den Armen hatte, der noch kein Jahr alt war und schon voller heftiger Leidenschaften.

Dem Christen, ihrem Manne, pressirte es nur langsam, so lange es bloß auf Haut und Haare seiner Frau losgieng, denn er dachte: „Das thuet mir nit weh.“ Als der kleine Drache aber der Mutter in die Haube fuhr, dachte er: „Hollah! da muß i d'Spizleni zahle“ und nahm den Buben von der Mutter weg und legte ihn sachte auf die Ofenbank in das Kissen. Natürlich erweise gab es nun ein Zetter-Mordio, daß einem Hören und

Gehen vergieng und dazu schnitt der Range ein Gesicht und schlug und krasste mit allen Vieren in der Lust und am Ofen umher, als wäre er kein Menschenkind, sondern von einer wilden Raze und einem Nachteuel zur Welt gebracht worden. Daran hatte denn der Vater seine helle Freude und meinte wunders, was für ein großer Herr und Meister hinter seinem Chrigi stecke, daß er schon so thun könne.

Wie begreiflich hatte die Mutter weniger Freude daran, aber was wollte sie machen bei einem solchen Vater? — Sie hatte nichts zur Erziehung eines „so tollen Buben“ zu sagen, denn Christen fand alles schön, was Chrigi verübt, und wenn es etwa „läß“ gieng, so vermochte er zu zählen.

Die Mutter ausspotten; die Kameraden verrätschen; dem Schulmeister alle Streiche anthun und, statt zu lernen, nichts als Flausen treiben; kleineren Kindern die Milchhäfen aus der Hand schlagen; speien, beißen, flüpfen bei den Prügelsien; Thiere martern; des Nachts mit getränkten Schneeballen den Nachbaren durch die Fenster nach den Kaffeekannen werfen und im Sommer Scheiter beizen auf den Haustreppen, — das waren dieses hoffnungsvollen Söhnleins größte Kinderfreuden. Kam er hie und da an den Unrechten und wurde tüchtig durchgewalzt für selne Gefälligkeiten, so wurde er davon nur listiger, nicht besser, denn seine Mutter hörte er gar nicht und der Vater sagte nur: „I vermag's z'zahle.“

Als Chrigi herangewachsen war, verlangte ihn sein Gött zu sich in die Stadt, um ihn ein Bischöfchen in die Kur zu nehmen und etwas aus ihm zu machen, denn er war ein tüchtiger Advokat und meinte auch, es werde am Ende noch etwas Rechtes aus diesem Wildfang. Christen war es zufrieden und noch mehr die arme Mutter, daß sie dem Buben

abkam; aber sie schüttelte den Kopf dazu und seufzte, denn ihr schwante schon lange nichts Gutes von solcher Erziehung. Anfangs hatte der Götti Geduld mit seinem Chrigi, denn dumm war er nicht und dazu ein bildschöner, kräftiger Bursche, der noch zur Verwunderung artig sein konnte, wenn er wollte, und der superkluge Herr Fürsprecher sagte auf gut Deutsch: „Gut Ding muß Wyl ha.“ Allein Chrigi führte eine Handschrift wie der Güggel auf dem Mist, konnte kaum das Einmaleins, hatte nicht mehr Sitzleder als ein Heustüffel, aber dennoch wollte er nun einmal „Student“ nicht sein, aber heißen. Sehr bald hatte er einen Schweif von Kameraden, aber nicht unter den wackern Jünglingen, welche durch ernstes Studiren sich gewissenhaft auf ihren künftigen Lebensberuf vorbereiten, und nach vollbrachter Arbeit in heiterer, erlaubter Lebenslust einige Stunden geselliger Erholung widmen, sondern nur unter den Liederlichen und Wüsthuern. Diesen gefiel Chrigi, denn er hatte Geld vollauf und Christen setzte seinen Stolz darauf, es in seines Sohnes Händen glitzern zu lassen, drinnen in der Stadt, denn er „vermochte ja z'zahle“, und für seinen Chrigi reute ihn nichts. Schon nach wenigen Wochen zeichnete Chrigi sich aus durch Müßiggang, Verschwendung, Liederlichkeit und Hudeleien aller Art. Unter seinen Gaufrüdern hieß er von jetzt an nicht mehr Chrigi, sondern Brutus. Von nun an wurde sein Triben immer wüster; von Arbeiten keine Rede; nur Trinkgelage und Ausschweifungen von allen Sorten waren an der Tagesordnung. Dazu ließ ihn der erwachte Hochmuth sich seines eigenen Vaters, wenn der in „der alben Kutte“ zur Stadt kam, verschämen. Auch der Herr Götti schüttelte zu Chrigi's Lebensweise bedenklich den Kopf; dieser aber schlug alle Ermahn-

nungen in den Wind, und lachte spöttisch, wenn der Götti dies und jenes prophezeien wollte, wenn das so fortgienge. So gieng es mit Verschwenden, Schuldenmachen und liederlichem Wesen immer ärger. Allein der Krug geht zum Brunnen bis er bricht.

Bei einem nächtlichen Trinkgelag, als es „afange wüst zuglieng.“ schrie Brutus zu seinen sauberen Genossen: „Kommt mit mir; ich will euch sämmtliche alten, wassersüchtigen Weiber in der Stadt abzapfen.“ — Gesagt, gethan; — und siehe da: er zog an allen Brunnentrögen die Zapfen aus und seine Gehülfen legten Känelstücke unter, so daß das Wasser auf die Gassen lief und in einer Stunde die ganze Stadt wie in einem Eismeer stand, denn es war Winter und 10° Kälte. Gegen 2 Uhr brach Feuer aus. Die Herbeieilenden glitschten aus, mancher beschädigte sich arg, die Pferde an den Feuerspritzen stürzten allerbärts, man konnte kaum zur Brandstätte fahren; Wasser war keines zu finden, die Brunnentröge voll Eis, die Röhren gaben nicht genug und zu langsam, Bach floß gar keiner; es entstand eine entsetzliche Verwirrung; Lärm und Fluchen über solche Verachtetheit erfüllte die Gassen, alles lief durcheinander, man verlor den Kopf, schrie nach Mordbrand, raste herum wie besessen, riß nieder was ließ, plünderte ganze Häuser; — Löschmannschaft, Polizei, Stadtrath, alles wurde verhöhnt, alle Ordnung ward aufgelöst, das Feuer griff wüthend um sich und wenn nicht ein schützender Engel den Wind gedreht und das Feuer nach dem Ende der Gasse, dem großen Platz zu getrieben hätte, so wäre die halbe Stadt eingeaßhert worden. Da lag nun des Morgens das ganze schöne Quartier zu Boden. Eine Gluthölle von 17 Häusern dampfte an dessen Stelle durch den kalten

Nebel empor. Wer war Schuld daran? Wer hatte die Brunnen abgelassen? Wer ist der Mordbrenner? — Das alles verschmolz zu einer einzigen schrecklichen Frage, in einen einzigen Wuthschrei der Anklage und der Rache.

Alle großen Herren haben Meider, Brutus machte keine Ausnahme. Viele der Studenten hatten die Nacht Wunder von Kühnheit und Aufopferungsfähigkeit gethan, ihr Corps wußte sich in Respekt zu erhalten, und man hatte ihnen die Rettung vieler Menschenleben und beträchtlicher Habe zu verdanken. Herr Brutus aber war nicht dabei, er verkroch sich bei der Kunde vom Brand noch tiefer unter die Decke, ward verrathen, arretirt und vorläufig in den Mörderkasten geworfen.

Jetzt war guter Rath theuer beim Herrn Götti. "Da hesch es jiz, Frau, mit dim verdammt Fawori! Han i's nit geng g'seit, es chöm nit gut? Jiz bi Gosch sy-mer suber dra!" schrie der verzweifelnde Fürsprech im ganzen Hause herum. "Im Mörderhaste mi Götti! — mi Götti im Mörderhaste! — was wird der Christe derzu säge?" — Da kam der unglückliche Christe gerade dazu. Er war mit der Sprize gekommen und hatte schon lange mit Entsetzen auf der Straße von "Mordbrennen" und von "Brutus" gehört. Halb todt fiel er dem Götti in's Zimmer und fragte und schrie nach seinem Chrigi — nach seinem Chrigi. "Ja jiz isch's bi Gosch us- g'chriglet!" — schrie ihm der Herr "G'fatermann" noch lauter entgegen. "Hättist du ne brav abprüglet wyl's Zyt isch g'st. I ha nüt meh an ihm abbracht, a dem Raufbold! dem Sufbund! dem Mordbrönnner! 's nützt jiz nüt meh z'säge: i vermah's z'zahle, das geit noh über so ne Buuresekkel, du alte Tropf! d'Stadt het er is azündet im Rutsch und usem Mörderhaste het-me noh keine losg'kaufst!"

Hätte Christen nicht Nerven gehabt wie neue hänfene Stricke, so hätte ihn der Schlag gerührt, so aber saß er da, wie wenn ihm eine Kuh am Klee gefallen wäre, verzog stundenlang keine Miene, geschweige daß er einen Laut mehr von sich gab. — Endlich Nachmittags sagte er: "Wüst isch's g'gange, säll isch wahr, aber es wird öppre nit so bös g'meint g'si si, nimm du di finere'n a. Es soll d'r g'wüß mit z'Schade si, wenn d' mer ne dä Rung noh d'rus bringst."

Dem Brutus ward sogleich der Prozeß gemacht. Sein Götti, der Fürsprech, übernahm die Vertheidigung und wandte alles an was er konnte. Von Mordbrand war natürlich keine Rede, denn angezündet hatte er nicht, das war durch andere Thatachen erwiesen; allein es kamen bei der Gelegenheit noch andere Stücklein zum Vorschein, die der saubere Herr Brutus schon lange mit seinen Kumpanen verübt und dann durch des Götti's Ansehen und des Vaters Geld zu vertüschten gewußt hatte, so daß es ihm beim Urtheilsspruch hart am Schellenwerk vorbei gieng.

Vor allem aus wurde er von der Lehranstalt mit Schimpf und Schande fortgejagt. Das gieng aber dem Christe noch nicht sehr zu Herzen. Hingegen das zweite begriff er besser: sein Chrigi ward zu 1½ jähriger Einsperrung, Tragen aller Prozeßkosten und vielfacher Entschädigungen, die sich auf eine Summe von nahezu 40,000 Franken alte Währung beliefen, verurtheilt und auf 5 Jahre des Landes verwiesen. — Da krachte denn doch der Christen endlich einmal in den Haaren und meinte: das sei jetzt "afangen unerhannt," sagte aber dennoch gleich darauf, "Gottlob! i vermags emel z'zahlen u für mi Chrigi isch mir notti nüt z'viel, wenn er nume nit bannfert wärf!" — Die arme Mutter daheim

aber nahm die Sache nicht so auf. Schon lange nagte ihr der Gram über ihres einzigen Sohnes Lebewesen, des Vaters Verblendung und ihre eigene Ohnmacht an der Seele. Jetzt aber — seit dem Brande — wurde sie immer stiller; sie gieng nie mehr aus, las heimlich viel in frommen Büchern, schwand allmälig körperlich ab und war längstens auf dem Kirchhofe, als ihr Chrigi wieder in's Freie kam.

Und nun wie benahm sich dieser Chrigi in seiner neuen Freiheit, über der Grenze? — Meint etwa Einer, er sei in sich gegangen, auf die erschrecklichen Folgen seines wüsten Treibens hin? o nein! Die „Tüfelsüchtigi“ trieb ihn immer weiter. Ihm war die Bannsirung schon recht. Denn jetzt gieng's nach dem herrlichen Deutschland, dem lang ersehnten Lande voll Universitäten! Aber anstatt zu studiren, karrte er in seinem alten, schlechten Lebensgeleuse fort, nur noch ungehinderter, denn jetzt fehlten ihm auch die Warnungen des Herrn Götti's. Jedes Jahr zog er auf eine andere Universität, ehe er fortgejagt wurde, und verlopste mit Spielen und lieblichem Leben ein entsetzliches Geld, bis er endlich, nach durchgebrachten fünf Leistungsjahren — auffallend gealtert — zum Vater Christen heimkehren musste und nichts mitbrachte, als einen Haufen Schulden, eine ruinierte Gesundheit und einen ungeheuer großen Doggenhund, den das Schäufel, wie wir bald sehen werden, zu seiner Strafe an ihn gefettet hatte.

Die Schulden bezahlte Christen nach Gewohuheit. Sein Chrigi aber war bbs daran mit seinen Lungen, sah immer blaß aus, hustete bedenklich und fieng an Blut zu speien. Da musste er in die Berge, eine Kur zu brauchen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in einer der berühmtesten An-

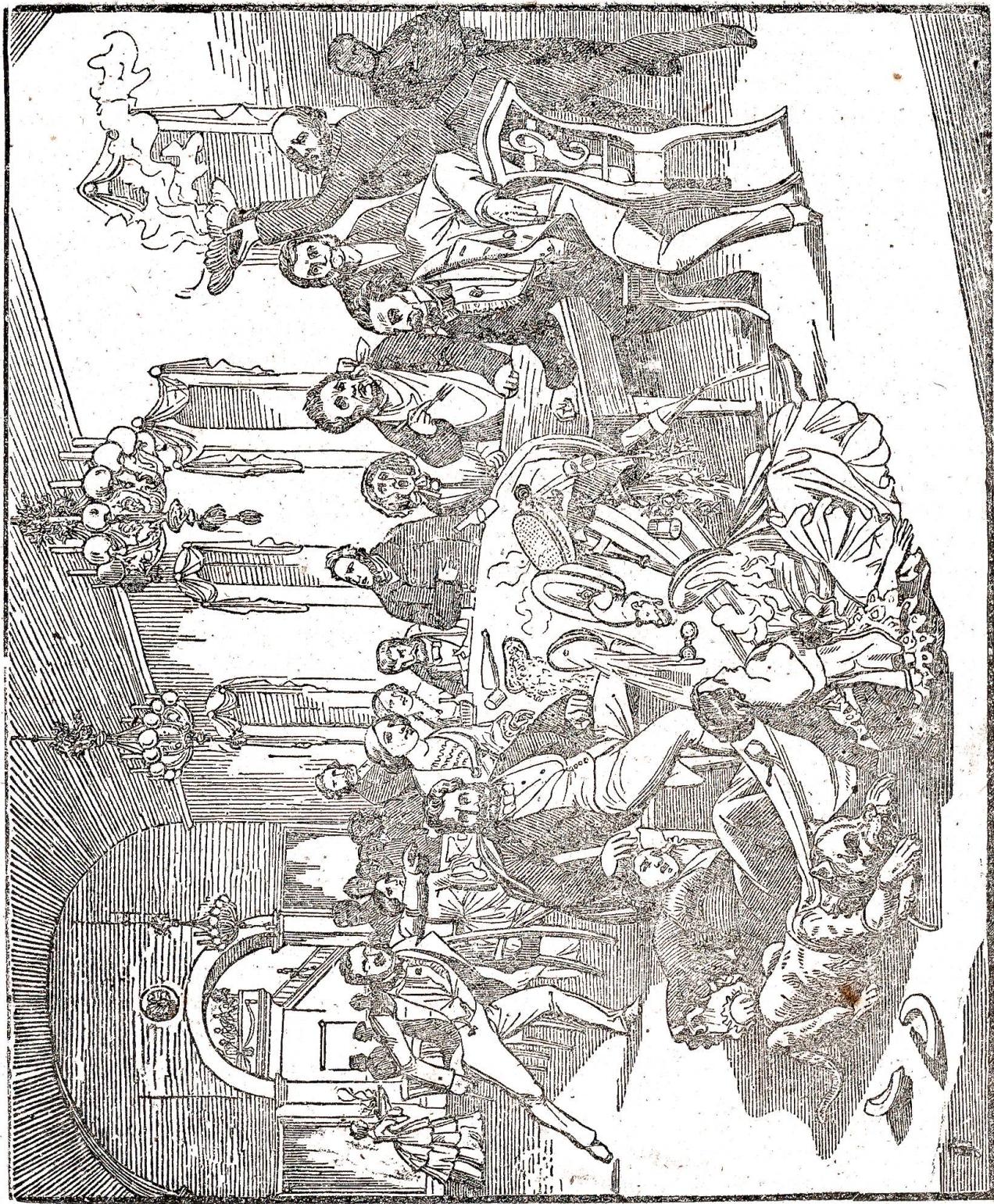
stalten halfen ihm die herrliche Lust und Quelle, nebst seiner unverwüstlichen Natur wieder auf die Beine, aber zu seinem Unglück, denn mit den Kräften kam ihm auch die „Tüfelsüchtigi“ wieder und er mußte wieder einen Streich verübt haben; — es that es ihm nicht mehr anders.

An der Tafel des Kurortes saß er oben an, selbander mit seinem Pluto, dem großen Hunde, dem er gewöhnlich von seinem Teller zu fressen gab.

Eines Sonntags, als viele Gäste aus der Nachbarschaft zur Tafel angesagt waren, bog Brutus die Stacheln am Halsbande seines Pluto zu lauter kleinen Häcklein um, kam dann ganz manierlich an seinen gewohnten Platz zu Tisch und heftete heimlich das Tischtuch an Pluto's Halsband. Als nun alles in muntern Gesprächen vertieft war, Messer und Gabeln auf den Tellern klapperten, die Gläser klirrten, da fuhr auf einmal das ganze Tischtuch der oberen Tafel, sammt Tellern, Platten, Gläsern, Flaschen und allem was darauf war, den Gästen vor den Augen weg in den Saal hinaus und Wein und Sauce, Dicks und Dünn's den Herren und Damen über Kleider und Nöcke herunter, so daß alle mit einem Schrei des Schreckens von den Sitzen auffsprangen, und — siehe da! Mitten im Saale verzehrte Hund Pluto, das Tischtuch noch wie eine Schabracke auf dem Leibe, in aller Behaglichkeit ein Stück Fleisch, das ihm sein Herr hinausgeworfen hatte. Alles schimpste auf Hund und Herrn, die Damen wuschen und putzten an ihren seidenen Kleidern und schrien auch ihre Sprüchseln dazwischen, kurz es war ein Rummor zum Toll werden unter der gesamten Tischgesellschaft.

Brutus spielte selbst den Betroffenen, machte heuchlerische Entschuldigungen, half,

Christen und Christi, oder die Folgen der Erstehung.



52

wo er konnte, besonders an den Damenrücken herum, versprach alles zu bezahlen und lachte im Geheimen auf den Stockzähnen. — Doch diesmal lachte er nicht lange.

Ein stattlicher Bauernsohn, reicher Fabrikherr, der mit einer fränkischen Schwester da war und den ehemaligen Chrigi schon seit mehreren Tagen erkannt hatte, denn er war ihm noch weitläufig verwandt, rief sogleich laut von seinem Platze weg: „Jiz isch's gnug! Badknechte, packet dä Hund mitsamt dem Tischtuch und fahret mit ihm ab, i will jiz oh afa alles z'za hle.“ — Darauf sagte er höflich zu den Damen, sie möchten nur Platz nehmen, es werde sogleich wieder gedeckt werden; — dem Brutus aber winkte er, mit ihm heraus zu kommen. Draußen im Wartzimmer stellte er den Elenden und schlug ihm eine solche Ohrfeige in's Gesicht, daß ihm sogleich das Blut zu Mund und Nase heraus spritzte; darauf schmiß er ihm seine Handschuhe in's Gesicht, mit den Worten: „Das, Herr Vetter Chrigi! für eure schändlichen Bubenstücke!“ — und kam wieder in den Speisesaal zurück, wie wenn nichts geschehen wäre. Das Tafeln begann bald von neuem, jedoch diesmal ohne das lästige Doppelpräsidium. Brutus reiste noch denselben Nachmittag ab, aber ohne Pluto, welchen die Badknechte nach dem Befehl des Fabrikherrn nicht ohne Mühe abgethan hatten.

Und nun was trieb daheim der traurige Held unserer Geschichte? Zum ehrbaren Bauernstande fehlten ihm die Haupteigenschaften: Genügsamkeit und Fleiß. Reisen konnte er nicht mehr, denn dazu gab Christen keinen Pfennig mehr her. Beruf hatte er keinen, denn er hatte auf aller Welt nichts gelernt, was man brauchen konnte. So lugerte er denn als ein reicher Müßiggänger

in den Tag hinein, strich von einem Wirthshaus, von einer Pinte in die andere, sammelte einen Kreis liederlicher, gefährlicher Burschen, deren es überall giebt; zog des Nachts mit ihnen in den Dörfern herum auf Prügeleien und Schädigungen aller Art, die Vater Christen hernach vergüten konnte. Seit jenem Auftritte mit seinem Vetter schien jeder gute Faden an ihm gerissen und jeder gute Engel von ihm gewichen zu sein. Auch sagte er oft selber, er könne jede Stunde seinen erschlagenen Pluto hören, wie er ihm zu sich hinab, in die Unterwelt rufe, vorher müsse er aber noch Rache an dem Mörder des Hundes genommen haben. Und leider blieb die Gelegenheit dazu nicht lange aus. — In einer finstern, schauerlichen Nacht spuckte es um das Fabrikgebäude des Herrn Vetter's herum. Die Hunde schlugen heftig an, dann schwiegen sie während kurzer Zeit, darauf heulten sie schrecklich und verstumten wieder, so daß man nichts hörte als das Heulen des Sturmes. Der Herr stand auf, zog sich leicht an und gieng mit einer Laterne in den Hof, nach den Hunden zu sehen. Da fand er beide röchelnd und in Zuckungen am Verenden — sie hatten vergiftetes Backwerk bekommen. — Dazu vernahm er eine Stimme aus der Finsterniß: „Das war für den Pluto.“ Unglücklicher Weise stürzte er furchtlos auf die Stimme zu, gewahrte eine fliedende Gestalt, die sich gegen das Thor zurückzog und verschwand. Das Thor war offen, er läuft auf die Straße, dem Fliehenden nach, da flog von allen Seiten ein schrecklicher Hagel von Steinen und Scheitern auf ihn ein, daß er schon da fast die Besinnung verlor; dann umzingelte ihn eine Rotte von ihrer zwanzig Kerls, zerschlug ihm zuerst die Laterne, dann den Kopf, das Gesicht und die Schienbeine, daß er zusam-

menstürzte, dann hörte er noch dicht neben sich die Worte flüstern: „das ist für die Ohrfeige“ und ein letzter Streich nahm ihm das Bewußtsein.

Schweigen wir von dem herzerreißenden Jammer der vortrefflichen Familie, die durch den Erschlagenen der Stolz des ganzen Dorfes und die Stütze der ganzen Gegend war. Die Nachtbuben waren bald eingefangen und geständig, doch wälzten sie alle Schuld auf — Brutus — dessen aufgefunderer, blutiger Stock für den seinen erkannt wurde und gegen ihn zeugte; endlich entfiel auch ihm der freche Mut zum Leugnen, als er sich von aller Welt verlassen und überwiesen sah. Er war der vorsätzlichen Ermordung seines Vetters geständig; und ihn ereilte die furchterliche aber gerechte Strafe. — Das waren die Folgen der unvernünftigen Erziehung.

Christen aber heirathete wieder, und fand noch Eine, denn er war noch reich.

### Die Blutegel.

In Paris war vor vielen Jahren bei den Aerzten der Brauch für jedes Unwohlsein so gleich eine ungeheure Anzahl Blutegel zu verschreiben. Dies geschah auch einst bei einem Handwerker, der sich den Magen verdorben hatte und an einem Verdauungssieber im Bettel lag. Im Weggehen sagte der Arzt zu der Frau des Patienten: man muß da 30 Blutegel applizieren, und deutete auf den Magen. Als er fort war, und die Blutegel geholt, fragte die Frau ihren Mann, wie er denn diese Thiere haben wolle, gebräglet oder gebacken? Da sagte der Mann, er meine gebräglet giegen sie besser hinunter. Und so zubereitet aß er die 30 Blutegel auf, bekam ein ungeheures Erbrechen und gieng den andern Tag wieder munter an die Arbeit. Helf was hilft.

### Wachtdienst.

Der Oberst eines Bürgerkorps in einem deutschen Landstädtchen stolzierte einst hoch zu Ross bei der Hauptwache vorbei, da präsentierte die Schildwache das Gewehr. „Tausend nochmal! warum ruft ihr nicht Wacht heraus in's G'wehr, wenn Euer Commandant erscheint?“ herrschte der erzürnte Herr Oberst; die Wache aber antwortete ganz prompt: „'S nützt nix, Herr Sternewirth! sie sitzen alli bei Ihnen an der Elsimeß; wär' i abglöst worde, säß i au dort bym Braumbier.“

### Lust gegen Gewalt.

Als die Franzosen im Lande waren, gieng es wüst zu; nur Wenige lebten noch, welche davon erzählen können. An manchen Orten musste der Bauer seinen letzten Kreuzer den feindlichen Soldaten herausgeben. Einer machte es klug. Er vergrub des Nachts all seine Baarschaft im Garten, grub zwischen zwei Beeten ein offenes Loch und warf den Herd davon über Nägelei und Biändli und was eben von Blumen da stand und zertrat alles, als ob ein Regiment Kürassiere darauf herumgestampft wäre, das Geld aber lag unter dem Haufen. So wie nun Franzosen kamen, führte er sie in den Garten, ließ sie in das leere Loch schauen und sagte dann weinend: „Da war mein Sparhafen verborgen und auch den haben eure Kameraden gefunden.“ So rettete er all sein Geld.

### Sprüche.

Tief verborgen in des Menschen Brust  
Wohnt der Hölle Schmerz, des Himmels Lust.

Lug' und Trug kann nicht bestehn,  
Der Verrath muß untergehn.

## Die Größnung des Hauensteintunnels. (Mit einer Abbildung.)

Der Hauensteintunnel, das größte, schwierigste und kostbarste Bauwerk der schweizerischen Eisenbahnen, jener großartige unterirdische Durchgang durch das Gestein des Juragebirges ist vollendet und seit dem 1. Mai 1858 dem öffentlichen Verkehr übergeben, und wohl mag es manchem Leser des Hinkenden Boten nicht unerwünscht sein, eine nähere Kenntnis von diesem Werke zu erhalten, dessen Ausführbarkeit noch bis zum letzten Augenblick vielfach bezweifelt wurde.

Die Länge des Tunnels beträgt vom nördlichen Eingange bei Häufingen bis zum südlichen Eingang oberhalb des Dorfes Trimbach im Ganzen 8320 Schw.-Fuß oder 2496 Meter, mithin etwas mehr als eine halbe Schweizerstunde. Die Höhe des Tunnels von der Sohle bis zum Gewölbe beträgt 20 Schw.-Fuß und die Breite für zwei Bahnspuren auf der Schwellenhöhe 24 Fuß. Das Gefäll des Tunnels von Norden nach Süden erreicht die beträchtliche Höhe von  $2\frac{1}{2}$  auf hundert Fuß (ganz genau 2,65 Prozent).

Im Oktober 1853 wurde dieses Bauwerk dem Herrn Thomas Brassey aus London, als dem Wenigstfordernden, — (seine Forderung betrug Fr. 4,235,000) — übertragen, einem Manne, der schon verschiedene ähnliche und ganz gelungene Arbeiten ausgeführt hatte. Die Accordsumme wurde auf Fr. 1700 auf den laufenden Meter und die Bauzeit auf  $3\frac{1}{2}$  Jahr, mithin die Vollendung auf das Frühjahr 1857 festgesetzt. Die Arbeiten an den Mündungen des Tunnels waren von der Gesellschaft schon im Juli 1853 in Regie angefangen worden, und wurden sodann von Herrn Brassey am 1. Februar 1854 übernommen.

Theils um die erforderliche Lüftungserneuerung im Tunnel zu bewirken, theils um gleichzeitig mehrere Angriffspunkte zum Durchtreiben des Stollens zu gewinnen, wurden senkrecht über dem Tunnel auf der Höhe des Berges drei Schächte gegraben. Der Schacht Nr. I, 3426 Fuß von der Südseite entfernt, hatte eine Höhe von 559 Fuß, der Schacht Nr. II, 1600 Fuß weiter nördlich, sollte eine Höhe von 645 Fuß erhalten, wurde jedoch wegen des

außerordentlichen Wasserandranges nur bis auf eine Tiefe von 199 Fuß gegraben; der Schacht Nr. III, 1500 Fuß von der Nordseite, hatte eine Höhe von 409 Fuß.

Die Beschaffenheit des Terrains erforderte im Allgemeinen eine mäßig starke Ausmauerung von durchschnittlich 16 Zoll Gewölbstärke im Scheitel; eine Länge von 1420 Fuß in den verschiedenen Wiederholungen des gänzlich unzerklüfteten Muschelkalkes bedurfte jedoch keiner Auswölbung.

Neben der schlechten Luft bildeten die bedeutenden Wasseransammlungen eine Hauptchwierigkeit für den Bau, indem das Wasser auf der Nordseite wegen des Tunnelgefäßes herausgepumpt werden musste und überhaupt das Felsensprengen sehr erschwert. Es bedurfte hier einer Kraft von 15 Pferden um den Wasserandrang zu beseitigen. Das Wasser wurde in eisernen Röhren von 7 Zoll Durchmesser gehoben. Auf der Südseite hatte man in einer Entfernung von 4600 Fuß vom Portal warme Quellen von durchschnittlich  $19^{\circ}$  Raumtemperatur angeschnitten, welche zur Lüftungserneuerung benutzt wurden, indem man sie auf ein oberschlängliches Rad von 14' Durchmesser leitete; in dieser Beziehung ersparten die Wasser der Südseite die Anwendung von Dampfraft.

Der Durchbruch des Stollens zwischen der Südseite und dem Schacht Nr. I geschah am 23. November 1855, derjenige zwischen dem Schacht Nr. III und der Südseite am 6. Mai 1856.

Ungestört und den Umständen entsprechend schritten die Arbeiten vorwärts bis Ende Mai 1857. In diesem Zeitpunkte fehlten zur gänzlichen Vollendung des Baues noch: 690 Fuß Stollen, 1380 Fuß Tunnelansbruch und 1734 Fuß Tunnelausmauerung. Auf der Südseite war die 3426 Fuß lange Strecke zwischen der Tunnelmündung und dem Schacht Nr. I vollständig ausgemauert und hinter dem Schacht eine Strecke von 1490 Fuß eben so weit hergestellt, außerdem aber der Stollen noch um 761 Fuß weiter vorgetrieben. Da erschütterte unerwartet die Nachricht von dem entsetzlichen Ereignisse des 28. Mai bis in die entferntesten Kreise jede menschliche Brust. Im Hauensteintunnel war an jenem Tage ein grausenhaftes Unglück geschehn, welches in den Annalen der Eisenbahnbautechnik ohne Gleichen dasteht. Die

Schreckenskunde drang bis in die weiteste Ferne gleich einer gewaltigen Mahnung des Allmächtigen, der dem unaufhaltsam vorwärtsstrebenden Menschen Geschlechte in furchtbarem Ernst zutraf, bei allen das Erstaunen der Mit- und Nachwelt erregenden Werken stets eingedenkt zu sein, daß es nur eines Winkes des Allerhöchsten bedarf, um jede menschliche Berechnung zu stören und jedes Werk, von Menschenhand unternommen, zu vernichten. Welche ernste Mahnung sich vor der göttlichen Allmacht zu demuthigen und auf alle die herrlichen Werke, welche der menschliche Geist in unsrer an großartigen Erscheinungen so reichen Zeit erdenkt und menschliche Kraft zur Ausführung bringt, fort und fort den Segen und den Schutz des Allerhöchsten herabzuflehen!

Je weiter die Arbeiten hinter dem Vereinigungspunkte des Schachtes Nr. I mit dem Stollen vorwärts schritten, desto größer wurde die Schwierigkeit, den Arbeitern die zum Einahmen nöthige gesunde Luft zuzuführen. Es mußte zu diesem Zwecke unter dem Schacht Nr. I ein Erwärmungsapparat angebracht werden, durch den man einen Zug aufwärts bewirkte und gute Luft gewann, welche man mit Hülfe eines Ventilators in die hintern Räume des Tunnels bringen konnte. Am 28. Mai, Mittags  $12\frac{1}{4}$  Uhr, bemerkten der mit dem Heizen des Wärmeapparates und der Unterhaltung des Ventilators beauftragte Arbeiter und die von ihm aus der danebenstehenden Schmiede herbeigerufenen Arbeiter ein Knistern in den oberen Theilen des Schachtes und sahen, daß es im Schacht brannte. Ein Zimmermann eilte sofort in den hintern Theil des Tunnels, um die daselbst befindlichen Arbeiter, zusammen 122 Mann, zur schleunigen Flucht aufzufordern. Viele schenkten weder ihm, noch einem weiter rückwärts entsendeten Schmiedejungen Gehör. Zulicht und nach vielen Zureden verließ der größere Theil (70 Mann) die Baustelle. Die letzten passirten den Schacht um  $12\frac{3}{4}$  Uhr, eine halbe Stunde nach Entdeckung des Feuers. Sie waren gerettet. Schon waren brennende Holzstücke und Schutt aus dem Schacht herabgefallen. Im Ganzen waren 52 Mann zurückgeblieben. Sofort bildete sich aus den herabgefallenen brennenden Hölzern und glühenden Schiefern ein Schuttkegel bis zum Scheitel

des Ausbruchs. Der Tunnel wurde dadurch vollständig abgesperrt. — Es begannen nun jene denkwürdigen und unvergeßlichen, wenn auch fruchtblosen Rettungsversuche, welche uns das erhebende Beispiel beinahe übermenschlicher Anstrengung, selbst der höchsten Todesverachtung vor Augen stellte, wo es galt das Leben der unglücklichen, im Tunnelgrabe schwachtenden und auf Befreiung harrenden Brüder zu retten. Anfangs hoffte man den Schuttkegel mittelst eines Rettungstollens zu durchbrechen. Schon gegen Abend mußten jedoch mehrere Arbeiter ohnmächtig den Tunnel verlassen, und Abends 9 Uhr machte sich eine solche Entwicklung schädlicher Dünste und Gase bemerkbar, daß die kräftigsten Männer nicht länger als  $\frac{1}{4}$  Stunde im Stollen und seiner Umgebung zubringen konnten und die betäubten Arbeiter zu Dutzenden aus dem Tunnel gebracht werden mußten. Nachdem es bereits gelungen war einen Stollen von ungefähr 10 Fuß Länge in den Schuttkegel zu treiben, war die Rettungsmannschaft zu ihrem letzten Bedauern Abends um 11 Uhr gezwungen, von weiterem Vordringen abzustehen und die Stätte des Todes zu verlassen. Am folgenden Morgen um 4 Uhr konnte man schon nicht mehr weiter als bis auf 2000 Fuß von der Tunnelmündung vordringen. Bis am Abend des 29. waren bereits elf Arbeiter der Rettungsmannschaft Opfer ihrer Hingebung geworden und in Folge übermäßiger Einatmung schlechter Luft gestorben. In der größten Eile wurden nun die nöthigen Ventilationsapparate hergestellt, in allen umliegenden Städten und Ortschaften hölzerne Röhren für die Luftleitung angefertigt und schon am 31. Mai Nachmittags konnte der Apparat in Wirksamkeit gesetzt werden. Auf diese Weise gelang es am 2. Juni, Vormittags 10 Uhr, den Schuttkegel wieder zu erreichen. Die Arbeiten am Rettungstollen wurden nun wieder aufgenommen. Da dieselben durch die Befestigung vieler Holzstücke und die Schutzmaßregeln gegen drohende Einstürze sehr erschwert wurden, so wurde der 35 Fuß lange Stollen erst den 4. Juni, Nachts 12 Uhr, vollendet. Den 5., Morgens 4 Uhr, war die Luft jenseits des Stollens hinlänglich gereinigt, daß der Raum, welcher die Opfer einschloß, betreten werden konnte,

Ganz in der Nähe des Schachtes wurden zum Theil in dem aufgestauchten Wasser, zum Theil in der Schmiede 26, 150 Fuß vom Schacht wieder 5 und endlich am 6. Junt, Vormittags 10 Uhr, die 21 übrigen Leichen in dem hintersten Theile des Tunnels aufgefunden. Die letzten lagen, mit Ausnahme eines einzigen, neben einander auf dem Rüttboden, der zur Herstellung des Gewölbes diente. Die zuerst aufgefundenen Leichen wurden mit Rücksicht auf Heimath und Confession auf verschiedenen Kirchhöfen, die letzten aber in einem gemeinsamen Grabe auf dem alten Goitesacker bei Trimbach feierlich beerdigt.

Noch darf hier die werthältige Theilnahme nicht verschwiegen werden, welche sich durch's ganze Land bekrundete. Überall wurden milde Beiträge gesammelt, um das traurige Roos derjenigen zu mildern, denen der Wille des Allmächtigen den Vater, den Gatten oder Bruder entrissen hatte. Vorerst hatte das Direktorium der Centralbahn nach einem von ihm sofort gefassten Beschlusse den Wittwen und Eltern der Verunglückten im Ganzen Fr. 24,400 und an Einlagen in die Ersparnisskassa für die Kinder Fr. 3000 zu entrichten. Neben dies wurdend den Kindern Pensionen ausgesetzt. Außerdem aber stiegen die überall gesammelten Liebesgaben, bei denen sich einzelne Menschenfreunde in sehr hohem Maße betheiligt, auf die beträchtliche Summe von Fr. 61,471, deren Verwendung eine besondere Kommission in äußerst einsichtsvoller Weise anordnete. —

Doch, wir kehren von der Erinnerung an die Todten zurück zu dem großen Werke, welches die Lebendigen zu vollenden hatten. Die Arbeiten auf der Südseite des Tunnels standen infolge des Unglücks still vom 28. Mai bis zum 18. Junt, also genau drei Wochen. Während dieser Zeit wurde der Schutzkegel weggeräumt, die Decke mit den stärksten Hölzern dreifach eingebaut, die Wasserleitung wieder hergestellt und der Apparat für die Luftrückung in Thätigkeit gesetzt. Von nun an gingen die Arbeiten rasch und ungestört vorwärts bis zum Durchbruch zwischen der Nord- und Südseite, also dem gänzlichen Durchstich des Tunnels, der am 31. Oktober 1857 statt fand. Das Gewölbe wurde vollendet am 20. April 1858. Hierauf wurde am 26. April die technische und

am 27. April die amtliche Probefahrt abgehalten. Dieses für die Geschichte des Eisenbahnbaues in der Schweiz so bedeutungsvolle und für die Erleichterung des Verkehrs so erfreuliche festliche Ereignis erfordert noch eine nähere Erwähnung.

Donstag den 27. April 1858, des Morgens um 9 Uhr, verließ der Festzug mit seinen zahlreichen Ehrengästen den Bahnhof in Basel. Die Lokomotive „der Rhein“ war mit Kränzen und Bändern festlich geschmückt und trug vorn die Inschrift:

„Aus felsigem Berge,  
Wo früher die Zwerge,  
Die Feen und Elfen den Wohnsitz gewählt,  
Auf eisernen Bogen  
Her komm' ich geslogen  
Und bringe zusammen  
Die Völker der Welt.“

Auf der linken Seite las man folgende beschnzte Sprüche:

„Von Basel an des Rheines Strand,  
Luzern am ew'gen Schnee,  
Von Alarau's sanftem Hügelland  
Eil' ich an Bielersee.“

Ferner:  
„Braust der Bahnzug dir entgegen,  
Mit den Wagen lang und viel,  
Denk', es führt auf allen Wegen  
Nur Beharrlichkeit an's Ziel.“

Rechts standen folgende Sprüche:

„Zog über manchen Fluss hinein  
Ob Emme, Birs und Aar,  
Und sah' kein schlimmer Wässlein  
Als das von Homburg war.“

Daneben stand:  
„Freudig reich' ich euch die Hand,  
Baselstadt und Baselland.  
Kehret zahlreich bei mir ein —  
's geht nun durch den Hauenstein.“

Rasch flog der Zug nach Plestal und Sissach, wo eine zweite Lokomotive vorgespannt wurde. Nach 10 Uhr war Läufelfingen erreicht, wo der Ortsgeistliche ein ernstes religiöses Wort sprach. Er machte aufmerksam auf die Mühen und Gefahren, die bei dem Bau des Tunnels zu überwinden waren, auf den Muß und die Beharrlichkeit der Unternehmer, auf das ernste Erinne-

Die Eröffnung des Hauensteintunnels.



ungenzelchen des vorigen Jahres, welches Gott selbst in die Mitte des Tunnels hingestellt. Er schloß mit einem erhebenden Gebete, worin er das große Werk dem Schutze Gottes empfahl. — Nun bewegte sich der Zug durch das lange unterirdische Gewölbe. Längs den beiden Wiederlagern sah man zahlreiche kleine Lichter. In 6 Minuten durchlebte man den Tunnel. Beim südlichen Portal vor den Tunnelhäusern wurden die Festgäste von den dort längs der Bahn aufgestellten zahlreichen Arbeitergruppen mit lautem Zuruf, Hütenschwenken und Freudenrufen empfangen. (Siehe die Abbildung.) Auch auf den anliegenden Anhöhen knallten die Böllerbüchsen. Nun führte die Bahn den Festzug in einem langen Bogen und auf hohem Damme, von wo man eine herrliche Aussicht auf die Landschaft und die ferne Kette der Schneegippe genießt, in's Thal hinab nach Olten. Hier vereinigte man sich in freundlichem Willkommen mit den Ehrengästen aus Bern, Luzern, Solothurn und Aargau. Bald jedoch setzte sich der Festzug, durch die neu hinzugekommenen Gäste verstärkt, neuerdings in Bewegung. Zuerst wurde bei der schönen Arbrücke mit ihren mächtigen Pfeilern und den hohen eisernen Bogen, welche in der Hauptwerkstatt zu Olten ausgeführt worden waren, angehalten. Nachdem die Gäste das wohl gelungene Werk betrachtet hatten, gieng es in raschem Laufe durch den Tunnel hinauf nach Läufstangen und sofort wieder zurück nach Olten, wo die eigens herberufene Verner-Garnisonsmusik den anlangenden Zug mit ihren harmonischen Klängen empfing — Hierauf begab man sich in das geschmackvoll verzierte Festlokal. Ueber dem Eingange war eine Galerie für die Musik angebracht, mitten im Saale ein mit hübschen Wasserspülzungen gesetzter Springbrunnen, in dessen Becken Goldfische schwammen. Die Decke und die Wände waren mit roth und weißen Tüchern umbangen; an den Wänden sah man die Wappen aller Kantone und die Ortsnamen Basel, Liestal, Herzogenbuchsee, Solothurn, Biel, Burgdorf, Bern, Luzern, Zofingen, Aarburg, Olten, Aarau, Brugg, Baden und Zürich; in der Mitte das eidgenössische Kreuz mit der Inschrift: 27. April 1858. Das schöne und heitere Festmahl vereinigte gegen 200 Gäste. Mehrere ernste, selbst ergreifende

Tischreden gaben dem Feste die höhere Wonne. Bei diesem feßlichen Anlaße durfte auch die Erinnerung an die Katastrophe des vorigen Jahres nicht fehlen. Wir erwähnen einzig die schöne Rede eines Mitgliedes des Direktoriums, welches „hinabsteigen wollte auf die Sohle des Tunnels“ und mit warmem Ausdruck der Arbeiter gedachte, auf deren Gesichtszügen sich ausprägten die Mühen des Tages, der harte Kampf um die tägliche Existenz, aber auch der Stolz der Selbsterhaltung und der Aufopferungsfähigkeit in der Gefahr. Aus dem Herzen kam und zum Herzen gieng die Schilderung jener Tage des entsetzlichen Unglücks und der Schluß, daß solche Zeiten mehr als alles andere jene Klaße der Arbeiter in ihrer rauhen Hülle achtten und lieben lehren. Bald darauf entführte die brausende Lokomotive die Gäste nach Nord und Süd, Ost und West. In Alten Herzen lebte die Freude an dem gelungenen Werke, welches so mächtig dazu mitwirken soll, auch in unserm Vaterlande die Schranken des Raumes und der Zeit zu brechen.

### Das Attentat auf den Kaiser Napoleon III.

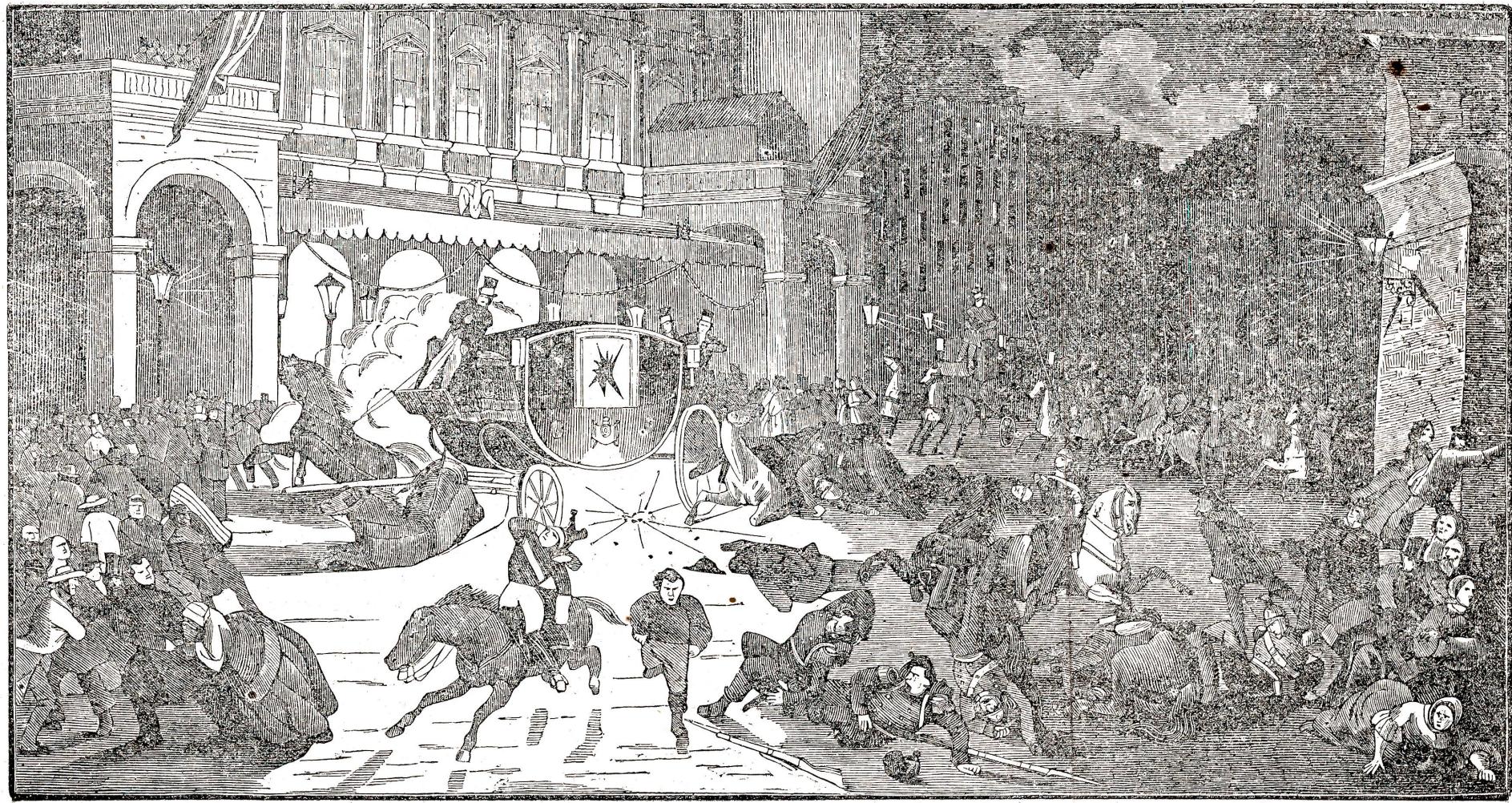
(Mit einer Abbildung.)

Mit Blitzauglichkeit verbreitete sich durch ganz Europa die Kunde von dem entsetzlichen Verbrechen, welches Donnerstag den 14. Januar 1858 in Paris verübt worden war, und welches, wenn die ruchlose Absicht seiner Urheber erreicht worden wäre, vielleicht auf lange Zeit die Ruhe und den Frieden nicht nur Frankreichs, sondern unsers ganzen Welttheiles gefährdet haben würde.

An jenem Tage, Abends 8½ Uhr, als der Kaiser und die Kaiserin, welche sich unter der gewöhnlichen militärischen Bedeckung in die große Oper begaben, in der Straße Lepelletier in der Nähe des Opernhauses angelangt waren, fand ein Mordversuch auf dieselben statt, indem kurz nach einander drei

Granaten geworfen wurden, welche beim Niederglassen auf den Boden sich selbst entzündeten, zerplatzen und mit außordentlicher Kraft ihre Splitter nach allen Richtungen schleuderten. Die erste dieser Hohlkugeln wurde gegen den kaiserlichen Wagen geworfen, als derselbe in die Straße Lepelletier einbog. Sie streckte gegen zwanzig Menschen zu Boden, erreichte aber den Wagen selbst nicht. Der Kutscher, die Gefahr erkennend, trieb die Pferde zu größerer Eile an, aber in denselben Augenblicke zerplatze eine zweite Granate, und jetzt stürzte eines der Pferde zusammen und der Wagen, der jetzt am Eingange des Opernhauses angelangt war, mußte Halt machen. Eine dritte Hohlkugel, mit mehr Genauigkeit geworfen, fiel und zerbrach unter dem Wagen selbst, beschädigte den Kutschenschranken und warf das zweite Pferd zu Boden. Glücklicherweise hatten jedoch der Kaiser und die Kaiserin den Wagen bei dieser dritten Explosion bereits verlassen. Dem Polizeisekretär Hebert wurde im Augenblick, wo er sich dem Kutschenschlage näherte, von einem Granatensplitter die Wade zerrissen, ein anderes Bruchstück des Mordgeschosses fuhr ihm in die rechte Schulter. Dem Kaiser selbst wurde der Hut durchbohrt und außerdem soll seine Nase ganz leicht gerissen worden sein. Der General Noguet, der den Kaiser begleitete, erhielt eine nicht unbedeutende Wunde. Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich sofort in die Oper. Noch bei keiner Gelegenheit wurde er mit stürmischerem Zuruf empfangen, als bei seinem Eintritt in die Loge, nachdem das Publikum einige Augenblicke sich über die drei Explosionen und ihre Bedeutung in atemloser Spannung befinden hatte. Auf der Straße Lepelletier herrschte unterdessen Schrecken und entsetzliche Verwirrung, zumal durch den Luftdruck der Explosion die Gaslichter an der Fassade des Opernhauses ausgelöscht waren. Nach einigen Augenblicken war die Beleuchtung hergestellt und zeigte nun das entsetzliche Bild eines Schlachtfeldes. Vor der Oper war eine große Lache Blut, tote und verwundete Menschen und Pferde bedeckten den Boden, überall Geschrei der Menge, Gewimmer der Verwundeten, welche man eiligst in den nächst gelegenen Apotheken unterbrachte, dazu das Hin- und Herstürzen der Polizei und der Soldaten durch die stossenden Massen der Wagen und des Volkes. Alles dieses machte einen herzerreißenden Eindruck. Dem kaiserlichen Wagen waren von den Granatensplittern 43 Löcher beigebracht worden. Einer der Urheber, Pieri, konnte an dem Werken der Kugeln selbst nicht Theil nehmen. Er wurde unmittelbar vorher in der Nähe des Opernhauses von dem Polizeioffizier Hebert, dem er verdächtig vor kam, verhaftet. Außerdem gelang es der Polizei, bald nach dem Attentat, auch der drei andern Urheber, sämmtlich Italiener, habhaft zu werden. Der Leiter des Complots war Orsini, geboren in der Romagna im Jahr 1819, der seit einer Reihe von Jahren bei allen Revolutionen in Italien betheiligt war. Vor einigen Jahren war er im Fort St. Georgio in Mantua eingesperrt. Seine Flucht aus diesem Kerker grenzte an das Wunderbare. Zuletzt entkam er nach der Schweiz und von dort nach England. Bei dem Attentate wurde er von einem Splitter am Kopfe verwundet. In seiner Wohnung fand man eine Summe von Fr. 8000. Pieri, ein Mann von 40 bis 50 Jahren, gebürtig aus Florenz, war ehemals Offizier in der italienischen Legion. Zuletzt lebte er

Das Attentat auf Kaiser Napoleon III.



in London und kam wenige Tage vor dem Attentat über Brüssel nach Paris. Werkzeuge dieser beiden Führer waren die ebenfalls sofort verhafteten Studio, aus Venedig, und Gomez, aus Mapel, Orsini's Diener. Die Thäter waren in den vordersten Reihen der Zuschauer gestanden und während sie die Arme erhoben und riefen: „Es lebe der Kaiser!“ warfen sie die Granaten, entfernten sich sodann rasch und verschwanden unter der Menge.

Die Mordinstrumente waren Brandgranaten von neuester Erfindung, von Stahl, hohl und mit Knallquecksilber gefüllt. Das Geschöß bildete einen Cylinder von 10 Centimeter Länge und 6 Centim. Durchmesser. An beiden Enden befanden sich runde Käppchen, welche mit 25 gewöhnlichen Zündkapseln gespickt waren. Der Wurf auf das Pflaster mußte die Ladung entzünden. Der Cylinder war  $2\frac{1}{2}$  Centimeter dick. Jedes der Geschosse konnte durch die Explosion seiner Ladung in 70 bis 75 Stücken auseinanderfliegen. — Die Zahl der Opfer konnte erst später ermittelt werden. Sie betrug im Ganzen 156 Personen, wovon 8 ihren Wunden erlagen. Als ein heldenmütiger Zug wurde erzählt: Die Lanciers der Eskorte standen auf dem Platze vor dem Opernhaus wie in Parade mitten in der Explosion. Der Offizier fragt: Ist einer verwundet? Ja, sagt ein junger Lancier und legt die Hand an den Schädel. Dann fiel er in Ohnmacht und zwei Stunden hernach war er eine Leiche.

Am Tage nach dem Attentat verbreitete der Telegraph die Nachricht in ganz Europa und schon am gleichen Tage ließen beinahe von allen Höfen telegraphische Glückwunschebezügungen für die Rettung des Kaisers in Paris ein.

Der Prozeß der Verbrecher wurde nun rasch eingeleitet und begann vor den Assisen zu Paris am 25. Febr. Orsini war schwarz gekleidet, trug Handschuhe und zeigte das Wesen eines fein gebildeten Mannes. Am 27. wurde das Urtheil gefällt und lautete gegen Orsini, Pieri und Studio auf Strafe der Vatermörder, gegen Gomez, bei welchem Milderungsgründe angenommen wurden, auf Galerienstrafe für die Lebenszeit. Nachdem das Cassationsgesuch der Verurtheilten am 11. Merz verworfen und die Todesstrafe Studio's vom Kaiser in lebenslängliche Zwangsaarbeit umgewandelt worden war, wurden Orsini und Pieri am 13. Merz, des Morgens Schlag 7 Uhr, hingerichtet. Die ganze Nacht über war der Platz de la Roquette mit einer dichten Menschenmenge bedeckt, welche dem Aufschlagen der Guillotine zusah. Am Morgen öffneten sich zur bezeichneten Stunde die Thore des Gefängnisses und es erschienen die beiden zum Tode Verurtheilten baarfuß, in langem weißem Hemde und schwarzem Schleier. Beide starben mit seltener Festigkeit, zuerst Pieri, indem er im letzten Augenblicke noch rief: „Es lebe die Republik!“ Orsini warf hierauf noch einen kalten Blick auf Pieri's Numpf, und dann auf die Menge und rief mit lauter Stimme: „Es lebe Italien! Es lebe Frankreich!“ Im nächsten Augenblck fiel auch sein Haupt. — Die Gerechtigkeit ist gefühnt und die Strafe des Gesetzes vollzogen; allein noch lange wird es dauern, bis das erschütterte Vertrauen auf den sichern Bestand der öffentlichen Verhältnisse Frankreichs in die heunruhigten Gemüther wieder eingekehrt ist.

### Das Blattenspflaster.

In einem Hospital erschien eine Frau mit ganz frankem Aussehen und zündrothen Augen; sie wurde sogleich vor Schausal genommen und untersucht. Da gab man ihr eine Salbe um damit Morgens und Abends, kaum eine Erbse groß, die Augen im inneren Winkel zu bestreichen und zwei Blattenspflaster um auf die beiden Schläfen zu legen. Die Frau dankte, gieng weg und kam nicht wieder. Nach ungefähr 6 Wochen kam eine hübsche gesunde Frau in das nämliche Hospital und wollte mit Gewalt „zu den Herren vor Schausal.“ Endlich ließ man sie herein, aber keiner kannte sie. Da sagte die Frau: „He b'g'met d'r mi de nit meh, i chum' n' ech'ho danke für d' Kur wo d'r mer verschreheit dä Hustage, sie het m'r gar föli gut ag'schlage. Nit, d's Säbli han i de Säue g'gäh, aber d's Pflaster het m'r zoge, daß m'r d'Säck his über d'Back' n' abe g'hantet, u sider het's m'r keis Brösmeli meh g'föhlt.“ Als man sie fragte, wo sie dann das Pflaster aufgelegt habe, antwortete sie: „He wo'fisch? uf d'Aug'e, i ha däicht, die Herre sige numme verirrit.“ Andere wären bei einer solchen Verirrung um beide Augen gekommen.

### Gute Antwort.

Hätte der dicke und übermuthige Kreuzwirth von Schlemmbach mit seinem gemästeten Wanste, den alten, mäfigen Nathan von Griesstetten nicht aufgestachelt, so wäre dieser noch lange still und beschäiden neben ihm hergeritten, aber da fragte er ihn: warum denn die Juden das Schweinefleisch nicht leiden könnten? worauf ihm Nathan antwortete: „Wir zwei beide sind doch die besten Freunde miteinander.“

### Lug nit.

Zu einem Rechtsagenten kamen zwei Bauern in die Schreibstube und wollten ihn brauchen um einem Nachbarn das Wasserrecht von seinen Matten abzuprozeßiren. Natürlich mußten sie ihm „den Fall“ vortragen. Das that denn der Eine von ihnen recht geschickt und geläufig, ließ aber manche verblümte Ausschmückung, die neben der Wahrheit vorbeispazirte, dazwischen schlüpfen, so daß es dem andern Mitparten Angst wurde, er möchte den Rechtsagenten zu ihrem eigenen Schaden „falsch berichten“ und zuletzt verlieren und doch zahlen müssen. Da fiel er ihm in die Rede: „Nit, nit, Uhli, lüge must nit, är wird's de scho mache wo's nöthig isch.“

### Der Hofnarr.

Als der Herzog Leopold von Oesterreich Anno 1315 den Zug gegen die Schweizer unternahm, hielt er in Stockach im Schwanenland unweit vom Bodensee sein letztes Hofslager, wo er noch in seinem Übermuth mit seinen Vasallen aus der schwäbischen Ritterschaft zechte und den Bären verkaufte ehe er geschossen war. Da fragte er auch seinen Hofnarren, wie er da hinein komme? Er meinte, wie er mit seinem Heere in die Schweiz hinein kommen werde. Der Narr war ein ganz gescheiter Mensch, wie sie damals waren, nur war er zu jeder lustigen und witzigen Antwort jeden Augenblick bereit und hatte, nach dem damaligen Gebräuch, das Recht, straflos alles geradeaus zu sagen; was er dachte, nämlich, wenn er gefragt wurde. So antwortete denn der Narr seinem Herrn: „Gnädiger Herr! das ist mir ohn Kummer wie Ihr hinein

kommet — aber wie wieder heraus?" Auch bat er, nicht mitziehen, sondern in seinem Geburtsorte Stockach bleiben zu dürfen, was ihm der Herzog auch gewährte. Als nun die Schlacht bei Morgarten für den Herzog Leopold so jämmerlich ausfiel und er kaum mit dem Leben davon kam, schenkte er seinem prophetischen Hofnarren eine Leibrente und den Stockachern das Recht, alle Jahre zur Fastnachtzeit ein Narrengericht halten zu dürfen, wo, halb Spaß halb Ernst, alle dummen und lächerlichen Vorfälle im ganzen Schwabenlande, auf spaßhafte Weise vorgenommen und abgeurtheilt wurden. Das dauerte noch bis auf meine Jugendtage.

### Der Teufelsblock.

Es giebt im Land herum noch da und dort, oben auf flachen Bergen, wie der Längenberg und unten in Thälern von lauter Sandsteinflühen umzingelt, ungeheure Granitblöcke, deren Muttergestein weit und breit nirgends mehr zu finden ist, bis an den Gotthard und die der Teufel von dort her gerollt haben muß, so lange es die Menschen nicht besser zu deuten wissen. Da ich auch nicht dabei gewesen bin, so nehme ich es auch noch so, und gebe es wie die alte Sage es brachte. Nun, da lag ehemals auch so ein haushoher Felsblock im Lindenthal unweit Thorberg, wo die Vaganten ihr Pfründerhaus haben. Da wohnte einst bei Geristein ein schönes Mädchen, das gerne Blumen pflückte und viel spazieren gieng. Einst schlich ihm ob seinem Müßiggang der Teufel nach, wie ein Luchs und husch! — da hatte er es in den Krallen und trug es auf den Gotthard. Dort erklärte er ihm seine Liebe und wollte erhört sein. Das Mädchen, noch kaum erholt von

der rasenden Lustreise, die ihm fast das Athmen geraubt, war aber dennoch besonnen und dachte: „Mit den Wölfen muß man heulen, sonst fressen sie einen.“ Es that also ganz freundlich mit dem Teufel und versprach ihn zu lieben, wenn er ihm zwei Dinge zeigen könne und wolle; das versprach er dem Mädchen und schwur bei seiner ganzen Macht, er wolle ein Felsblock werden, wenn er es nicht könne. Nun verlangte das Mädchen einen Liebhaber zu sehen, aber den aller feurigsten auf der ganzen Welt; da schmunzelte der Teufel und zeigte auf sich selbst. Darauf sagte das Mädchen: „Nun zweitens möchte ich einen noch feurigeren sehen.“ Da ward der Teufel zu einem Felsblock, denn einen noch Feurigern, als er war, konnte er nicht aufweisen. So ward das kluge Mädchen von ihm befreit, sprang schnell den Berg herunter, aber immer hinter ihm her rollte der Teufelsblock in gräßlichen Sprüngen und drohte es zu zerschmettern. Endlich in seiner Herzensangst fiel es im Lindenthal betend nieder, da fuhr der Block vor ihm in den Boden hinein und blieb dort ruhig liegen, bis auf andere Zeiten, denn das Mädchen betete gläubig und vor einem gläubigen Gebete mag der Teufel nicht bestehen.

### Das Talent.

Ein Amtsrichter hatte einen hübschen, kräftigen Buben, der aber nichts lernen wollte, nicht einmal recht schreiben; dafür verschmierte er aber alles Papier mit Toggeln und andern Schlarggereien, daß es ein Graus war. Darüber erzürnte sich der Herr Amtsrichter und prügelte seinen Hansli einst tüchtig durch. Der Vetter Professor aber in

der Stadt war anderer Ansicht, denn er war lange in Deutschland gewesen und hörte das Gras wachsen und das Jahr herumrutschen. „Das nützt nichts, Bester Amtsrichter,“ sagte er einst zu demselben, — „man muß den Kindern ihre Talente nicht zurückprügeln, euer Hansli ist ein Talent, aus dem kann einst ein großer, berühmter Künstler werden.“ Nun that der Herr Amtsrichter seinen Hansli zu einem Maler und bezahlte ein hübsches Kost- und Lehrgeld für ihn. Als der Amtsrichter einst wieder nach der Stadt fuhr, zog ihn sein Vaterherz zu seinem hoffnungsvollen Söhnchen hin und er gieng zum Maler. „Nun, wie geits mit mim Hansli, Herr Maler? „Schlecht, Herr Amtsrichter, er verschmiert mir alles, sogar meine eigenen Gemälde.“ „Da hei mer's,“ sagte der Amtsrichter, „das macht d's Talent.“ „Ja, schönes Talent! — gar kein Talent hat der Junge zur Kunst.“ „Schlöit ihm's nume wieder use, der Bester Professor het g'seit, i heig ihm's z'rückprüglet, es wird de scho wieder füre cho.“ — Aber wo nichts ist, da schlägt man auch nichts heraus, und aus dem Hansli ist seiner Lebtag kein Maler geworden; aber ein tüchtiger Bauer, wie sein Vater und Großvater es waren, und wer weiß, ob er nicht noch am Ende ein gescheiterer Amtsrichter wird, als sein Vater einer ist.

### Eine andere Meinung.

Meister Hobelmann, ein Schreiner, hatte zwei Söhne, einen von 16 und einen von 14 Jahren. Als es sich darum handelte, ihren künstigen Beruf zu bestimmen, sprach der Schreiner eines Abends, nach vollbrachter Arbeit, hierüber auch mit seinem Nachbar. Dieser sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Nun, Gevatter Hobelmann, Ihr werdet

doch Euren ältern Sohn, den Jakob, der immer ein ordentlicher und braver Junge gewesen ist, zur Profession halten. Eure Haare fangen an in's Graue zu spielen, und Ihr werdet froh sein, Euerem Sohne in einigen Jahren die Werkstatt zu übergeben?“ „Nein, Herr Nachbar, antwortete der Schreiner, der Jakob taugt nicht an den Hobelbank, der ist zu dumm vor die Profession, der muß mir geistlich studiren; aber der jüngere, der Heinrich, der ist ein gescheidter Kerl, ich sag' Ihnen, ein wahres Genie. Der muß mir zum Handwerk. Seh'n Sie, Herr Nachbar, Genie muß sein vor die Profession.“

Nachbar: „So? Aber, hören Sie, Gevatter Hobelmann, da hat doch Ihr eigener Vater eine ganz andere Meinung gehabt!“

### Guter Trost.

Ei, was muß man nicht erleben  
Wenn man lang am Leben ist,  
Ei, was kann man nicht all's fangen,  
Wenn man so im Trüben fischt?

Gang i nächtig spät am Abend  
Zu mei' Liesmareili's Haus,  
Klop' a wenig an's Kammerfenster  
Guckt mei Liesmareili 'raus.

Sag i: Lieseli, wie geht dir's  
Du mein goldner Tausendschätz?  
Du mein Leben, du mein Sterben,  
Gieb mir doch an kleinen Schätz!

Aber seit mei Liesmareili:  
„Hans, ich hab' von dir jetzt g'nug,  
Kannst ein ander Schätzchen suchen!“  
Und macht's Kammerfenster zu.

Donderschlag und böse Zeiten!  
Stand i do und weiß nit wie,

Will verzweifle, will verwüthen;  
Hu, die Nacht vergiß ich nie.

Liesmareili! — sag' ich traurig  
Wenn ich morgen g'storben bin,  
Denk der halt, daß du bist schuldig  
B'hüeti Gott — mein Liesmarie! "

Wie n'i heim geh voll Gedanke  
Vom Verstechen und vom Blut,  
Denk i: s'isch halt doch kei G'spaß nit  
Wenn man jung schon sterben thuet.

S'giebt ja noch viel andre Mädelchen,  
Und viel schön're noch dazu;  
Suechst dir halt ein ander Schätzchen  
Lieber Hans, es giebt noch g'nue.

Und das hat mich richtig tröstet,  
Und mich g'stärkt in meiner Noth;  
Werd' schon noch en andre finden,  
Die mir treu bleibt bis zum Tod.

### Das Duell.

Der alte Friß, d. h. der alte König Friedrich II von Preußen, hatte große Heere nöthig und tapfere, tüchtige Offiziere um seine vielen Schlachten zu schlagen und so viel Land zu erobern, wie im 7jährigen Kriege; darum konnte er es nicht leiden, wenn sich die jungen Hitzköpfe unter sich bekriegten, im Duell erstochen oder erschossen. Dennoch wollte er das persönliche Ehrgefühl schonen und erließ deshalb gegen das Duell gar kein Gesetz, half sich aber besser als mit allen gedruckten oder geschriebenen Gesetzesbuchstaben. Einst fuhren zwei Duellanten mit ihren Sekundanten und Aerzten in den Charlottenburgerpark bei Berlin. Als sie auf einer einsamen Lich- tung ausgestiegen waren, sahen sie, daß ihnen ein Reiter in blutrothem Mantel gefolgt war und fragten daher denselben, was er da wolle.  
"Oh, lassen Sie sich durch meine Gegenwart

nicht stören, meine Herren," sagte dieser ganz höflich, "Ich habe bloß den Befehl von Sr. Majestät dem König, demjenigen, der den andern todtschießt, den Kopf abzuschlagen." Da schossen die Herren Duellanten in die Luft und versöhnten sich ohne Duell.

### Die Schlacht in der Schößhalde.

(Mit einer Abbildung.)

Im Hinkenden Boten für das Jahr 1857 sahen wir den König Rudolf von Habsburg nach vergeblich wiederholter Belagerung von Bern abziehen. Dieses geschah im Herbstmonat des Jahres 1284. Die Berner hatten sich durch Tapferkeit und Beharrlichkeit gegen den mächtigen Krieger behauptet und athmeten nach zurückgeschlagenem Angriffe wieder frei.

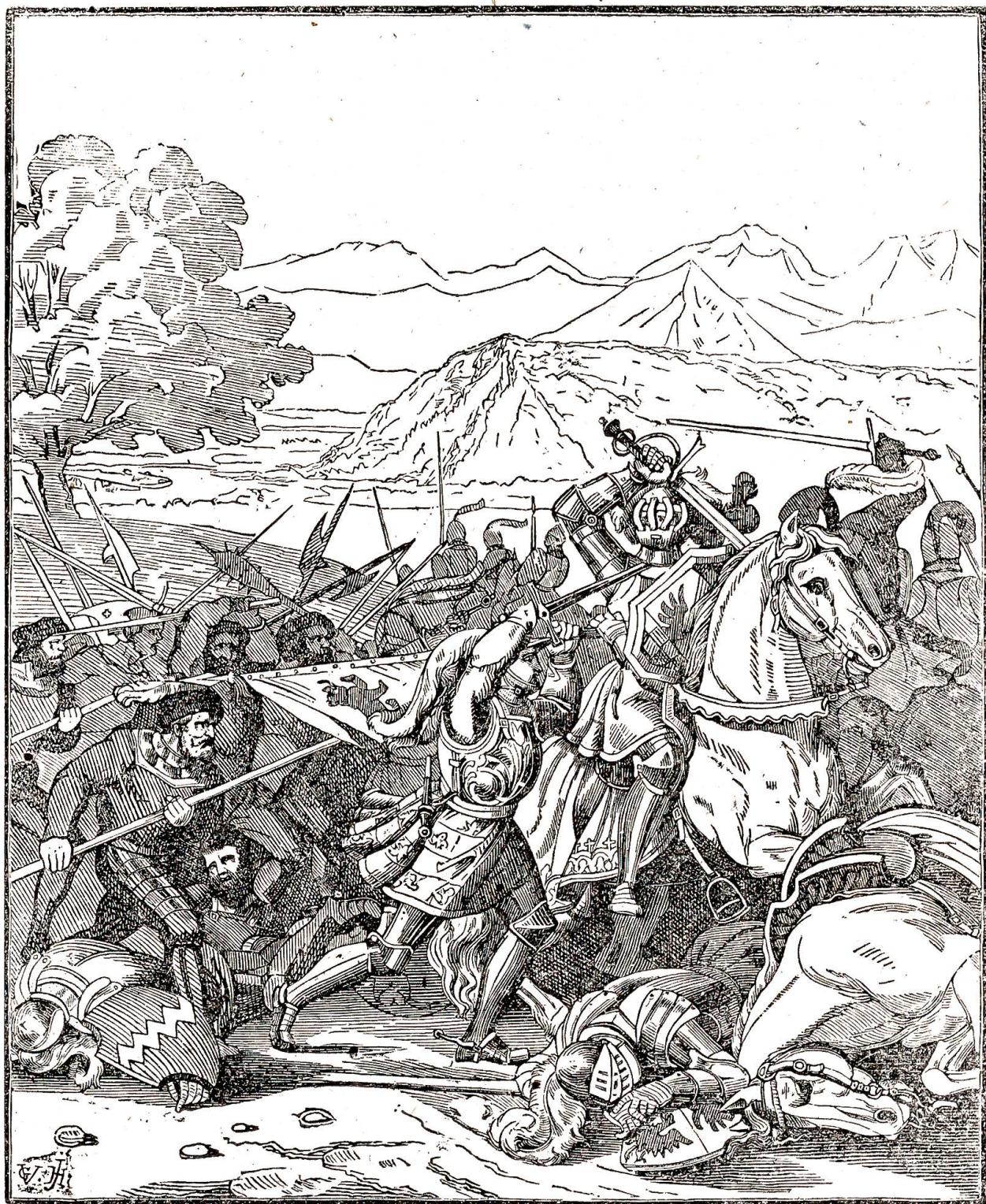
Aber in König Rudolfs Gemüthe haftete noch immer heftiger Groll gegen die Stadt Bern. Er konnte es nicht verschmerzen, daß diese Stadt seinen wiederholten Angriffen getrotzt hatte, und was er durch offene Gewalt nicht hatte erzwingen können, suchte nun der König durch List und Ueberrumpelung zu erreichen. Daher befahl er seinem Sohne, dem Herzog Rudolf, welcher als Statthalter die Habsburgischen Besitzungen in der Schweiz und in Schwaben verwaltete, seine Absicht auszuführen. Der Herzog versammelte nun zu Anfang des Frühlings 1289 im Geheimen alle seine Vasallen dieser Lande im Aargau; zahlreich erschienen die Grafen, Freiherren und Ritter sammt ihren Knächten. Plötzlich brach der Herzog mit ihnen auf und eröffnete ihnen erst unterwegs sein Vorhaben, die Berner unversehens zu überfallen. Nach einem möglichst raschen Marsche von 18 Stunden kamen sie am 27. April 1289 über Krauchthal und Volligen in der Gegend von Bern an, ohne

daß hier irgend jemand eine Ahnung hatte. Herzog Rudolf stellte sich mit dem Heere hinter das Gehölz in der Schosshalde und schickte einige Reiter an die Stadt heran, um durch Plündерung die Bürger zu reizen und zu einem Ausfalle zu verlocken. Jene Reiter bemächtigten sich hierauf des Viehs, welches an der Höhe weidete. Das bemerkten einige Bürger und machten Lärm. Manrottet sich zusammen, sieht die Plündерung der feindlichen Reiter; man ruft: „Heraus auf die frechen Waghälfte, die wollen wir züchtigen!“ Da man von einem feindlichen Heere nichts wußte, so glaubte man es nur mit einigen verwegenen Gesellen zu thun zu haben. Der Berner Niklaus Brugger, der am Stalden wohnte und die Schlüssel zum untern Thor in Bewahrung hatte, ein kräftiger, beherzter und angesehener Mann, mahnte noch mehr Bürger auf, unter diesen auch das zahlreiche und geachtete Geschlecht der Neunhaupt; dann ergriff er das Banner, stellte sich an die Spitze, öffnete das Thor und verfolgte mit seinen Leuten die plünderten Reiter bis an das Gehölz in der Schosshalde. Jetzt stürzten plötzlich die Feinde mit großem Geschrei aus dem Walde hervor; im Augenblicke sahen sich die Berner ganz unerwartet von allen Seiten umringt. Da begann ein schrecklicher Kampf; der Wald wiederhallte von dem Getöse der Waffen und dem Geschrei der Männer. Mit Ungezüm drangen die kühnen Neunhaupt in die Feinde; mehrmals wurden diese von der kleinen Schaar zurückgetrieben; allein ihrer waren zu viele, an die Stelle der Erschlagenen rückten immer neue in die Schlachtreihe, während die Kräfte der Berner sich immer mehr erschöpften. Schon lagen mehrere Neunhaupt hingestreckt, um sie herum viele andere tapfere Bürger. Jetzt erhielt auch der Berner

Brugger eine tödtliche Wunde; noch einmal hob er das Banner hoch empor und rief: „Rettet, rettet der Stadt Banner!“ Allein ein feindlicher Ritter entriß es der Hand des Sterbenden und trug es jubelnd in die Reihen der Seinigen. Der Untergang der umringten Berner schien unvermeidlich.

Unterdessen ertönte in der Stadt Bern die Sturmlocke. Der Rath versammelte sich, alle Bürger griffen zu den Waffen und eilten in wohlgeordneten Haufen, den Schultheißen an ihrer Spitze, hinaus über die Brücke, ihren kämpfenden Mitbrüdern zu Hülfe. Auf der Höhe hörten sie das Getöse und bald erblickten sie das Gewühl des Kampfes. Sie erhoben ein starkes Geschrei, um den vollständig umringten Bernern zu zeigen, daß Hülfe heran nahe. Diese antworteten mit einem kräftigen: „Hie Bern!“ und schlugen mit neuem Muthe auf die Feinde los. Diese aber waren nicht wenig bestürzt, als sie den unerwarteten Haufen mit festem Schritte herankommen sahen. Gogleich befahl der Herzog einem Theil der Seinigen, dem bernischen Gewalthaufen entgegen zu gehen, und es erhob sich auch da ein wilder Kampf, hier aber zum Vortheil der Berner, denn sie waren eine wohlgeordnete, zahlreiche und tapfere Schaar. Mit wildem Ungezüm warfen sie die feindliche Reiterei zurück und drangen vorwärts; unter mächtigen Streichen bahnten sie sich den Weg bis zu ihren eingeschlossenen Mitbürgern und nahmen die Ermatteten in ihre Reihen auf. Jetzt erblickt ein Berner, Walo von Greyerz, das Banner der Stadt in Feindeshand; er stürzt sich in den Haufen, entreißt es dem feindlichen Ritter und bringt es zerissen und blutig zu den Seinigen zurück. — Als der Herzog sah, daß er es nun mit der gesamten Bürgerschaft zu thun habe, welcher

## Die Schlacht in der Schößhalde.



überdeß, durch die Sturmiglocke herbeigerufen, noch viele redliche Landleute zu Hülfe eilten, zog er sich mit seiner Mannschaft eiligt zurück. Iwar mit gerechtem Stolz, aber auch mit tiefer Betrübnis überblickten nun die Berner das Schlachtfeld. Da lag Brugger, der Berner, da lagen die Neuhaupt an einem Haufen und viele andere muthige Streiter, über hundert an der Zahl. Allein noch viel theurer war der Kampf dem Feinde zu stehen gekommen; weit größer war die Zahl seiner Todten; die Leichname der Vornehmsten, des Grafen Ludwig von Homberg und des Ritters von Hettlingen hatten sie beim Rückzuge mit sich fortgeführt.

In ernster Stille kehrten die Berner in die Stadt zurück. Walo von Greyerz, wegen seiner edeln That von nun der Biedere genannt, trug das blutige und zerrissene Banner. Zum Andenken an den blutigen Tag und die ruhmvolle Errettung des Banners wurde dasselbe von nun an verändert. Bis-her war es weiß gewesen, auf demselben der schwarze Bär; jetzt erst wurde das weiße Feld in ein blutrothes verwandelt mit einem weißen Streifen, auf welchem der Bär einhergeht. Später wurde an die Stelle des weißen Streifen ein goldener gesetzt.

Die im Kampf erschlagenen Mitbürger wurden in die Stadt geführt, feierlich beerdigt, und alljährlich am 27. April wurde im Münster eine Messe für sie gelesen.

### Grenzcheidung.

Ein Schweizersoldat in spanischen Diensten hatte sich was verdient und da überkam ihn das Heirathen. Dies fiel aber sämmerlich aus: die Frau ward der Meister, ein guter Freund der Mann und der Gatte ward zum Knecht. Das verdroß unsern Soldaten

und nach ein paar Jahren hieß er es nicht mehr aus. Da stieg er an der Frau von goldenen Bergen in seiner Heimath zu reden, von Gütern die er geerbt; er zeigte ihr Briefe, die sie nicht lesen konnte, und kurz und gut — er bewog sie mit ihm nach der Schweiz zu reisen. Als sie oben auf den Pyrenäen, an der Grenze von Frankreich angekommen waren, stieg er von seinem Maulthiere, theilte mit der Frau ihr gemeinschaftliches Geld, setzte sie auf das Maulthier und indem er es wieder nach Spanien hin drehte und ihm einen tüchtigen Schlag gab, daß es davon sprengte, rief er ihr ein zärtliches Lebewohl und vielen Dank nach für alle ihre Treue — und verschwand für sie auf immer. Die Wittwe langte wieder in Madrid an und der Befreite in der Heimath.

### Die hellsamen Contraste.

In einer Stadt las man am nämlichen Hause zwei auffallend verschiedene Aufschriften: oben am ersten Stockwerke in großen goldenen Buchstaben stand: Christoph N.N. und Söhne, Wechsler. Und unten über dem Erdgeschoß stand ganz bescheiden schwarz auf weiß: Nathan, Kleiderträder. Da fragte Einer, wie denn diese zwei zusammenkämen. „Das ist ganz in der Ordnung der alles ausgleichenden Natur,“ sagte ein Anderer, „damit jeder, der oben ausgezogen wird, sich unten wieder anziehen kann.“

### Der Hunger.

Wer stets genug zu essen hat, weiß nicht was Hunger ist; aber ein stets rufender Magen übertönt am Ende Scham und Gewissen. So ergieng es in der theuern Zeit auch einem sonst fleißigen Arbeiter, der wegen Verdienstlosigkeit das Betteln anstieß. Als ihm ein

Herr darüber Vorwürfe machte und ihm sein gesundes Aussehen vorhielt, sagte er in seiner Herzengesang: „ja, gesund bin ich, aber nur gesund, was hab' ich davon? wäre ich frank, so würde ich im Spital verpflegt, oder hätte doch minder Appetit.“

### Wie weit sie's treiben.

Ein ehrbarer Landmann vom alten Schrot und Korn, der aber auch noch nach altem Styl erzogen war und weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte, sah einst einen jungen, hübschen Burschen am öffentlichen Halseisen stehen, mit einem großen, geschriebenen Zettel am Halse, worauf das Wort „Schriftverfälser“ stand. Da fragte er denn was der gethan habe und erhielt die Antwort, daß er fremde Handschriften und Banknoten nachgemacht habe, denn er sei ein ganz vorzüglicher Schreiber. „Was? so weit treiben sie es jetzt“ — rief er aus, — „daß man sie nicht nur schreiben, sondern sogar noch Geschriebenes nachmachen lehrt bis sie an das Halseisen kommen!“

### Der frühe Spekulationsgeist.

Ein Lehrer malte seinen Schülern die Qualen der Verdammnis und die Größe des höllischen Feuers in so grellen Farben aus, daß alle in eine erschreckliche Furcht geriethen, nur ein Mädchen nicht, die Tochter eines Steinkohlenbesitzers. Dieses bat nach der Schule den Lehrer: er möchte doch seinen Vater empfehlen, daß er die Kohlen zu diesem Feuer zu liefern bekomme.

### Guter Wegweiser.

In einer großen Residenzstadt Deutschlands suchte ein Handwerksbursche die Polizei,

um daselbst sein Wanderbuch visiren zu lassen. Er fragte daher einen Vorübergehenden: „Sie erlauben's, welches ist denn der nächste Weg auf die Polizei?“ — und erhielt die sonderbare Antwort: „Da gehen's nur in den nächsten Goldarbeiterladen, nehmen's a goldene Ketten, da sind's in fünf Minuten auf der Polizei.“

### Sterben ist Sterben.

Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher wurde einst vom Landesherrn dahin begnädigt, daß er seine Todesart selbst bestimmen könne und für die Auswahl 24 Stunden Bedenkzeit habe. Nach Ablauf dieser Frist sagte der Verurtheilte: „Hängen geht zu lang, Kopfen zu rasch, Rädern ist zu schmählich — Sterben ist Sterben. — Nun, so wähle ich mir den Tod durch Altersschwäche.“ Der Landesherr hielt redlich sein Wort und ließ den Verbrecher einsperren bei Wasser und Brod, bis er in seinem frühen Alter aus Schwäche starb.

### Sorgenschwer und sorgenlos.

Du bist so sorgenschwer —  
Ich glaub' es dir recht gern,  
Ich wär' es grad so sehr,  
Hätt' ich so viele Herrn:  
Blitz, Hagel, Feuer, Stürme,  
Seuch', Menschen und Gewürme  
O! wie so viele Herren!  
Ich habe Einen bloß,  
Bei dem all' die Genannten  
Im Dienst steh'n als Trabanten,  
Drum bin ich sorgenlos.